

Thomas - ein Leben



Stefanie Augustin

Copyright©März 2016 by
Stefanie Augustin.

Alle Rechte vorbehalten.
Abdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Autors

Layout: Tobias Jeckenburger

1. Auflage 2016

Druck: online-druck.biz

Inhaltsverzeichnis:

Prolog: Thomas´ Vorfahren	4
1. Das Radio	7
2. Ein Brüderchen	9
3. Hildegard, Karl May und die Schwarze Sieben	11
4. In der DDR	12
5. Probleme in Schule und Elternhaus	15
6. Auf jeden Topf passt ein Deckel	16
7. Die Pflegeeltern	18
8. Bäckerlehre und Jugendzentrum	20
9. Das Pfingstcamp des DGB	27
10. Politische Aktivitäten und Begegnung mit Norbert Blüm	30
11. Die Arbeitsloseninitiative	33
12. Die Theatergruppe „Zwiebel“	36
13. Anke	40
14. Arbeit in der Süßwarenfabrik	41
15. Neonazis	44
16. Mit der DKP im Osten	47
17. Montagearbeit	49
18. Befreiungstheologie	54
19. Als Altenpfleger	56
20. Frösche sammeln gehört auch dazu	59

Prolog: Thomas' Vorfahren

Es ist ein sonniger Dienstagnachmittag. Wie jeden Dienstag und auch jeden Donnerstag machen Thomas und ich uns auf den Weg zu Pflänzchens Lädchen. In unserem selbst gegründeten nur 34 Quadratmeter großen Treffpunkt schauen viele Menschen aus der Nachbarschaft vorbei. Seit einigen Jahren fühlen wir uns heimisch in Dortmund-Hörde.

„Für dich ist es schon das dritte Mal, dass du in Hörde wohnst“, bemerke ich.

„Und nicht nur das“, sagt Thomas. „Schon den Urgroßvater meines Vaters hat es nach Hörde gezogen.“

„Wirklich? Da musst du mir mehr von erzählen!“

Wir sind im Lädchen angekommen. Entgegen unserer sonstigen Gewohnheit sind wir heute ausgesprochen früh. Thomas schließt die Tür auf und wir setzen uns an den Tisch. Bis die ersten Gäste kommen, Kinder und Erwachsene aller Altersstufen, haben wir noch eine halbe Stunde Zeit.

Thomas beginnt zu erzählen: Der Urgroßvater von meinem Vater stammte aus der Stadt Jam. Das liegt im Kreis Rosenberg im Osten von Polen. Im oberschlesischen Bergbau war er als Erzbergbauer beschäftigt. Im 19. Jahrhundert wanderte er mit seiner Familie ins Ruhrgebiet aus, um im Steinkohlebergbau zu arbeiten. Zuerst lebten meine Vorfahren in Hörde, bis mein Vorfahre das Haus des Försters des Grafen von Kanitz in Cappenberg für 2000 Goldmark kaufte. Das Haus stand ganz alleine im Wald von Nordlünen, einem der drei Stadtteile von Altlünen. Altlünen gehörte damals zum Kreis Bork.

In den 60er Jahren wurde der Stadtteil zu Lünen eingemeindet, zur Freude der Lüner Bevölkerung, weil das damals verarmte Lünen drei reiche Stadtteile dazu bekam. Das Haus des Försters wurde später mein Elternhaus.“

„Woher weißt du das alles?“, fragte ich.

„Mein Bruder hat Ahnenforschung betrieben“, sagte Thomas. „In einem Hörder Kirchenbuch ist er fündig geworden. Mein Großvater war übrigens auch Bergmann. Ich habe mal ein Photo von ihm gesehen. Er trug einen schicken Anzug, einen Gehstock und einen Tirolerhut.

Meine Oma stammte aus Dortmund-Marten. Sie hieß Elisabeth und

war eine geborene Brieden. Es machte ihr nichts aus, dass mein Großvater neuapostolisch war und sie katholisch. Während mein Großvater nun seiner Arbeit unter Tage nachging, arbeitete sie auf den Feldern, die sie vom Grafen von Kanitz gepachtet hatte und baute dort Gemüse an. Meine Großeltern bekamen fünfzehn Kinder. Leider haben nur vier das Erwachsenenalter erreicht. Mein Vater, Erich Miska hat zunächst als Hilfsarbeiter auf der Glashütte in Nordlünen gearbeitet. Später war er auch Bergmann auf der Zeche in Lünen. Leider weiß ich nicht mehr, ob es die Zeche Victoria, Westfalia oder Achenbach gewesen ist.“

„Leider können wir ihn nicht mehr fragen“, sagte ich. „Ich hätte deine Eltern gerne kennen gelernt.“

Wir umarmten uns.

„Von wem hast du eigentlich diese süßen, blauen Augen?“

„Die hab ich von meiner Mutter. Die hätte sich bestimmt gefreut, dass ich so glücklich mit dir bin.“

„Erzähle mir mehr von deiner Mutter!“

„Meine Mutter hieß Eva Christel Miska und war eine geborene Klein. Sie stammte aus Tilsit in Ostpreußen. Heute gehört Tilsit zu Litauen. Meine Mutter hat ihre Eltern auch schon früh verloren. Von ihrem Vater habe ich auch mal ein Photo gesehen. Es zeigt ihn wie er als Soldat mit einem Gewehr in die Luft schießt. Meine Mutter hat mir erzählt, dass er aber nicht auf andere Menschen schießen konnte. Als er im zweiten Weltkrieg eingesetzt war, hat er immer absichtlich daneben geschossen. Letztendlich ist er dann an der Front erschossen worden.“

„Der war wohl genau so ein Pazifist gewesen wie du“, sage ich. „Von deinen Aktivitäten bei der Friedensbewegung musst du mir unbedingt später mal erzählen.“

„Meine Mutter hat ihren Vater sehr vermisst“, fährt Thomas fort. „Er soll sehr lieb gewesen sein. Marielche hat er sie immer genannt. Das heißt soviel wie „mein Mädchen“. Nicht viel später ist die Mutter von meiner Mutter bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Meine Mutter war zehn Jahre alt als sie sich zusammen mit ihrem kleinen Bruder Walter einem Flüchtlingstreck angeschlossen hat, um aus Ostpreußen zu flüchten. Im Winter 1945 war die Ostsee zugefroren. Meine Mutter wollte später immer ein Buch darüber schreiben, wie sie über die Ostsee geflohen sind. Leider ist sie nie dazu gekommen. In Greifswald sind meine Mutter und Walter ins Kinderheim gekommen.“

Später hat meine Mutter als Melkerin bei einem Bauern gearbeitet. In Werne lebte ihr Halbbruder Fritz. Er war einige Jahre älter als Eva und stammte aus der ersten Ehe ihrer Mutter. Er hat Eva und Walter nach Werne geholt und seiner Halbschwester eine Lehrstelle als Kalte Mamsell besorgt, eine Art Hauswirtschafterin.

Fortan arbeitete meine Mutter im Haushalt von Bergassessor Stahlmann, einem hohen Angestellten im Bergbau. Er lebte in unmittelbarer Nähe von meinem Vater. Ich kann mich noch erinnern, dass meine Mutter erzählt hat, wie sie am Wochenende immer mit dem Fahrrad von Lünen nach Werne gefahren ist.

„Da stand immer so ein wunderhübscher Mann in der Toreinfahrt vom Nachbarhaus“, sagte sie. Da der junge Mann ebenfalls der neuapostolischen Kirche angehörte, lernten sie sich eines Tages nach einem Gottesdienst kennen.“

Die ersten Gäste betreten Pflänzchens Lädchen. Thomas setzt Wasser für Kaffee auf. Ich hole Gläser und eine Flasche Apfelschorle für die Kinder. Die Erwachsenen wollen Rummikub spielen, die Kinder lieber basteln. Es ist nicht einfach in dem kleinen Raum Platz für alle zu finden.

„Ich erzähle am besten heute Abend weiter“, sagt Thomas.

„Deine Kindheit in Lünen interessiert mich sehr“, sage ich. „Waren damals noch ganz andere Zeiten als du 1961 geboren wurdest, mein kleiner Knabe.“

„Ich weiß, du machst Anspielungen auf den Auszug aus dem amtlichen Geburtsregister, den du für unsere Hochzeit besorgen musstest“, sagte Thomas.

1. Kapitel: Das Radio

„Eva Christel Miska hat in ihrem Hause einen Knaben geboren und sie hat ihm den Namen Thomas gegeben. Altllünen, den 25.5.1961“, so hieß es damals in der Geburtsurkunde...

Der heutige Sonntag war ein großer Tag für den fünfjährigen Thomas und seinen drei Jahre älteren Bruder Peter. Denn heute war wieder Kindergottesdienst. Thomas zog seinen besten Anzug an und machte sich zusammen mit Peter auf den Weg zur neuapostolischen Gemeinde. Sie waren etwas spät und mussten weit hinten sitzen. Trotzdem bekamen sie alles mit, denn der Laienprediger sprach sehr laut. Er hielt eine Zeitschrift hoch. Thomas konnte schon ein wenig lesen. Zwar würde er erst nach den Sommerferien in die Schule kommen, aber seine Tante Lene hatte ihm schon ein wenig lesen beigebracht. Das war praktisch für sie, weil sie schlechte Augen hatte und Thomas ihr vorlesen konnte.

„Der Spiegel“, entzifferte er.

„Haltet euch von Zeitschriften fern“, hörte er in diesem Moment den Laienprediger erzählen. „Da steckt nämlich der Teufel drin. Ich warne euch auch vor Radio und Fernsehen. Und, für die etwas Älteren unter euch, haltet euch bloß fern von Rockmusik und Tanzveranstaltungen! Schon viele sind auf die Verlockungen des Teufels hereingefallen!“

„Ich muss dir mal was Zeigen“, flüsterte Peter, kaum dass sie wieder zu Hause waren. Die Mutter war gerade dabei Holundersaft herzustellen. Der sollte die Kinder im Winter vor Erkältungen schützen. Der Vater war noch in der Nachbarschaft unterwegs. Ähnlich der Zeugen Jehovas gingen auch die Angehörigen der neuapostolischen Kirche missionieren.

„Ich habe das, was ich dir jetzt zeigen werde bisher unter dem Bett versteckt“, sagte Peter. „Wenn du mich auch mal wieder oben im Etagenbett übernachten lässt, zeige ich es dir.“

„Einverstanden. Was ist es?“

Geheimnisvoll schob Peter den Gegenstand unter dem Bett hervor. Thomas erblickte ein kastenförmiges Gerät mit einem Kabel und mehreren Knöpfen.

„Was ist das?“, fragte Thomas.

„Nicht weitersagen“, flüsterte Peter. „Das ist ein Radio. Hatte ein Freund übrig.“

Ein Radio? Thomas kramte in seinen Erinnerungen. Irgendwo hatte er dieses Wort heute schon einmal gehört. Oh, je! Hatte der Prediger nicht gesagt, da wäre der Teufel drin?

Peter schaltete das Radio an. Musik ertönte, harmlose Musik. Kein Donnergrollen war zu hören und keine gehörnte Gestalt trat aus dem Gerät hervor. Wieso hatte der Prediger dann erzählt, im Radio würde der Teufel stecken? Soeben wollte er Peter danach fragen, als er Schritte im Treppenhaus hörte.

„Papa ist wieder da!“

„Das sind bestimmt nur Tante Käthe und Onkel Klaus, die Untermieter im Erdgeschoss“, sagte Peter. Doch im nächsten Moment war ein Schlüssel im Schloss zu hören. Der Vater war wieder da und er war nicht alleine. Er wurde begleitet von dem Prediger, den sie heute Morgen schon gesehen hatten. Und er würde ihnen heute Abend wieder begegnen, denn sonntags war zweimal Gottesdienst, im Gegensatz zu Mittwoch, wo es nur einmal in die Kirche ging. Der Vater und der Prediger waren zunächst ins Wohnzimmer gegangen. Sie unterhielten sich eine Weile. Irgendwann hörte Thomas den Prediger zurückkommen. Das Radio dudelte immer noch.

„Hier war doch irgendwo der Ausgang zum Hausflur“, murmelte der Prediger und stand im nächsten Moment im Zimmer von Peter und Thomas. Entsetzt starrte er auf das Radio und drückte den Abstellknopf.

„Das ist nicht gut, wenn ihr so was hört“, sagte er und verschwand durch die Wohnungstür. Thomas atmete erleichtert auf. Der Prediger hatte nicht geschimpft.

2. Kapitel: Ein Brüderchen

Thomas ging nun schon eine Weile in die erste Klasse der Theodor-Fliedner-Grundschule. Er ging gerne in die Schule. Heute aber konnte er das Ende des Unterrichts kaum abwarten. Die Mutter hatte ihm nämlich erzählt, dass er bald ein Brüderchen oder Schwesterchen bekommen würde. Vielleicht war es ja heute so weit.

„Wie viel ist drei Packen weniger zwei Packen?“, fragte die Lehrerin. Das sagte sie immer, wenn der Unterricht beendet war. Thomas stürmte hinaus.

Zu Hause rannte er die Treppe hinauf. Er war sicher, dass sein Geschwisterchen heute zur Welt kommen würde. Die Tür von dem Zimmer, in dem seine Mutter lag, öffnete sich. Heraus trat eine fremde Frau.

„Du musst der Thomas sein“, sagte sie und schob ihn sanft zurück in den Flur. „Deine Mama bekommt heute ein Baby. Sie braucht dabei viel Ruhe. Es ist besser, wenn du noch ein wenig mit dem Papa draußen wartest. Ich helfe der Mama, das Baby zu bekommen.“

Der Vater, der nun direkt hinter ihm stand, nahm Thomas an die Hand und verließ das Haus, um mit ihm spazieren zu gehen. Es dauerte nicht lange, bis die Hebamme aus dem Fenster nach seinem Vater rief: „Erich, ich brauche deine Hilfe!“

„Da werde ich dich wohl mal kurz zu Tante Käthe und Onkel Klaus schicken müssen“, sagte der Vater zu Thomas.

„Es gibt Komplikationen bei der Geburt des Kindes“, erzählte er wenig später den Nachbarn.

„Thomas kann eine Weile bei uns bleiben“, sagte Tante Käthe. Im Hintergrund tauchte Onkel Klaus auf. Onkel Klaus bot Thomas ein Glas Sprudel an und holte für sich eine Flasche Bier aus dem Kühlschrank. Tante Käthe brachte Thomas eine Kiste mit Spielsachen.

„Es wird schon gut gehen“, sagte Klaus und legte den Arm um seine Frau.

„Frau Miska hat es bald überstanden. Ihr Mann ist ja bei ihr.“

Kaum hatte er zu Ende gesprochen, als es an der Tür schellte. Käthe öffnete. Draußen stand eine leichenblasse Hebamme.

„Sie müssen schnell mitkommen“, sagte sie. „Herr Miska ist beim Anblick seiner Frau in diesem Zustand ohnmächtig geworden. Es muss

ein Kaiserschnitt gemacht werden. Da brauche ich Ihre Hilfe.“

„Wie soll ich das machen?“, stammelte Käthe. „Ich kenne mich da überhaupt nicht aus, habe keine Ausbildung darin, wissen Sie...“.

„Kommen Sie schon!“, sagte die Hebamme und nahm sie an die Hand. Es dauerte lange bis Käthe zurückkam. Sie schien Thomas ebenso blass wie vorhin noch die Hebamme.

„Hoffentlich sagt sie nicht, dass Mama tot ist!“, dachte Thomas.

„Es ist alles überstanden“, sagte Tante Käthe und brach in Tränen aus. Onkel Klaus nahm einen letzten Schluck Bier aus der Flasche.

„Am Aschermittwoch ist alles vorbei“, sang er. Käthe reagierte nicht auf den Singsang ihres Mannes.

„Thomas, du hast ein Brüderchen bekommen“, wandte sie sich Thomas zu. „Der Kleine heißt Andreas.“

Thomas freute sich sehr über das Brüderchen. Die Hebamme kam noch einige Male zu Besuch, um das Baby zu wickeln.

„Ich war auch schon dabei als du geboren wurdest“, erzählte sie Thomas einmal.

„Wirklich?“, fragte Thomas. „War ich da auch so klein wie Andreas?“

„Das warst du.“

Thomas konnte sich das alles gar nicht so richtig vorstellen. Bald darauf bekamen die Nachbarn ein Baby. Thomas wollte dieses Baby unbedingt auch einmal sehen. Das Baby wurde gerade gewickelt als Thomas die Wohnung betrat. Das hatte er ja schon bei der Hebamme gesehen. Aber wie sah das Baby aus? Thomas bekam einen Schrecken. Es hatte überhaupt kein Pipi-Männchen zwischen den Beinen.

Thomas rannte die Treppe hinauf: „Mama, das arme Baby von Tante Käthe ist behindert!“, rief er. Die Mutter nahm Thomas in den Arm.

„Dem Baby fehlt nichts“, erklärte sie Thomas. „Das Baby ist ein Mädchen und Mädchen haben kein Pipi-Männchen.“

3. Kapitel: Hildegard, Karl May und die Schwarze Sieben

Thomas spielte gerne mit Mädchen. In seiner Bande, der Schwarzen Sieben, waren überwiegend Mädchen. Am liebsten spielte er mit Hildegard die Geschichten aus seinen Karl-May-Büchern nach. Hildegard war Nschotschi und er war Old Shatterhand.

„Hast du viele Karl-May-Bücher?“, fragte Hildegard ihn, als sie in Thomas' Indianerzelt saßen.

„Sehr viele“, sagte Thomas. „Die lese ich immer heimlich abends mit der Taschenlampe unter der Bettdecke, wenn wir eigentlich schlafen sollten. Manchmal schlafe ich auch über einem Buch ein und dann träume ich die Geschichte weiter.“

-„Liest du nur Karl May?“

-„Nein, auch andere Bücher. Charles Dickens, Enid Blyton und manchmal lese ich auch in unserem dicken Wilhelm-Busch-Album. Und was liest du so?“ Gerade wollte Hildegard antworten, als Peter die Zelttür öffnete. Hinter ihm standen die anderen Mitglieder der Schwarzen Sieben.

„Wir müssen abhauen!“, rief er. „Die Bösen verfolgen uns.“

Die Schwarze Sieben hatte sich darauf verschworen, niemanden etwas zuleide zu tun. Trotzdem wurden sie immer mal wieder von einer anderen Bande angegriffen. Diesmal verfolgte die „böse Bande“ sie bis zu einer Baustelle an der Straßenecke.

„Achtung, in Deckung!“, rief Peter mit einem mal. Während Peter, Thomas und Hildegard sich hin hockten, sauste ein Messer über sie hinweg.

„Wir kriegen euch noch!“, rief ein Junge. Er musste das Messer wohl irgendwo auf der Baustelle gefunden haben.

Thomas suchte das Weite. Hildegard folgte ihm. Auch den anderen Kindern gelang es zu fliehen.

In der nächsten Zeit spielten sie lieber im Cappenberger Wald. Dort konnte die andere Bande sie nicht finden und dort spielte Thomas ohnehin am liebsten.

4. Kapitel: In der DDR

Die Sommerferien hatten begonnen. Wie in jedem Jahr ging es auch in diesem Jahr wieder zu den Verwandten in die DDR, zu Tante Waltraud, Tante Lene und Tante Ursel. Sie wohnten alle drei in Teutschental, einem Dorf zwischen Halle und Eisleben. Besonders spannend fand Thomas die Zugfahrt über die Grenze. Einmal hatte die Grenzpolizei einen Mann mit Schmugglerware im Koffer geschnappt. Ein anderes Mal hatte er auf der Rückfahrt erlebt, wie die Grenzbeamten bei einer Frau im Portemonnaie Unmengen an Kleingeld gefunden hatten. Sie hatte das riesige Portemonnaie wohl auf dem Markt erstanden.

„Sie dürfen kein Geld aus der DDR ausführen!“, hatte der Beamte gesagt.

„Dann lasse ich es hier“, hatte die Frau geantwortet.

– „Wie hoch ist der Betrag?“

– „Das müsste ich nachzählen.“

Sodann hatte die Frau das Portemonnaie geöffnet und vor den Augen des fluchenden Grenzbeamten Münze für Münze gezählt.

Nach einigen Umstiegen hielt der Zug. Die drei Tanten winkten Thomas schon vom Bahnsteig aus zu. Bis ins Dorf war es nicht weit. Dort versammelten sich die Tanten und die Eltern vor dem Haus und hatten sich viel zu erzählen. Thomas wurde langweilig. Im Dorf gab es sicherlich einiges zu entdecken. Einige Schritte die Dorfstraße entlang sah er eine alte Frau auf dem Balkon sitzen.

„Na, Kleiner, wo kommst du denn her?“, sprach sie Thomas an.

„Aus Lünen“, sagte Thomas.

Die alte Frau überlegte.

„Lünen? Das ist bestimmt im Westen. Warte mal, Junge! Ich habe da was für dich.“

Die Frau ging in die Wohnung und kam bald darauf zur Haustür heraus. In der Hand trug sie eine große Tüte Kirschen.

„Die kannst du alle haben.“

Während der verblüffte Thomas die Kirschen entgegen nahm, gesellte sich ein etwas pummeliges Mädchen in Thomas' Alter zu ihnen.

„Monika, du magst doch bestimmt auch ein paar Kirschen“, sagte die Seniorin.

„Aber gerne“, antwortete das Mädchen.

Die Frau brachte eine zweite Tüte mit Kirschen und verschwand wieder im Haus.

„Das ist Oma Probst, die ist sehr nett“, sagte Monika. „Aber dich habe ich hier noch nie gesehen. Wohnst du hier?“

Thomas erzählte von Lünen und von seinen Tanten im Dorf.

„Tante Ursel nenne ich insgeheim schon mal Schweinebacke, weil sie so viele Warzen im Gesicht hat. Aber sie ist auch so nett wie Oma Probst, unternimmt immer viel mit meinem Bruder und mir.“

„Vielleicht kann sie uns ja mal zum See im Pappelgrund begleiten. Da gehe ich immer gerne schwimmen.“

Monika strahlte. Ihr Lächeln ging bis zu ihren Ohren.

„Irgendwie süß“, dachte Thomas.

„Zu Hause gehe ich auch gerne schwimmen“, sagte er. „Einmal habe ich mich so auf das Freibad gefreut, dass ich schon in der Schule meine Badehose angezogen habe. „Thomas, was machst du denn da?“, hat unsere Lehrerin gesagt.“

Monika begleitete Thomas noch bis zu seinen Tanten, die auch etwas von den Kirschen ab bekamen.

Gleich am nächsten Tag ging es zum See in Zscherben im Pappelgrund.

„Kannst du schwimmen?“, fragte Thomas, während sie sich vorsichtig an das kalte Wasser zu gewöhnen versuchten.

„Schwimmen kann ich recht gut. Aber Sport in der Schule mag ich nicht. Die anderen Kinder lachen immer, weil ich so dick bin.“

„Ich werde schon mal bei Ballspielen als Letzter gewählt, weil ich so klein bin“, sagte Thomas. „Ich bin der Kleinste in der Klasse. Außerdem mag ich unseren Sportlehrer nicht. Der macht schon mal so Sachen mit uns, da sollen wir uns in einer Gruppe auf den Boden setzen und er wirft uns einen Medizinball zu. Die Bälle sind ganz schön schwer und es tut weh, wenn man so einen Ball nicht fängt. Die Eltern haben sich schon mal über diesen Lehrer beschwert. Hoffentlich bekommen wir nach den Ferien einen anderen Sportlehrer.“

Es ist Abend geworden. Thomas und ich haben die gemeinsame Wohnung erreicht, die etwa 500 Meter von „Pflänzchens Lädchen“ entfernt liegt. Unsere beiden Katzen Rio und Chieri kommen uns im Flur entgegen. Während ich den beiden Abendessen gebe, holt Thomas ein altes Photoalbum aus dem Regal. Ich setze mich zu Thomas an den Tisch

und betrachte die Schwarz-weiß-Photos.

„Guck mal, da bin ich mit Monika“, sagt Thomas.

Das Photo zeigt die beiden Kinder Arm in Arm vor einem See.

„Ja, mit Monika habe ich immer in den Ferien gespielt“, sagt Thomas.

„Und mit meinen Tanten habe ich auch viel erlebt. Besonders interessant finde ich, was ich im Laufe der Jahre von Tante Waltraud erfahren habe. Sie hat früher in Oebisfelde in Sachsen-Anhalt an der Grenze gearbeitet. Dort hat sie schon mal Flüchtlingen über die Grenze geholfen. Sie wusste wohl, wo die Minen liegen.“

„Na, die muss ja nett gewesen sein“, sage ich.

„Zu uns Kindern konnte sie auch ganz schön streng sein. Als wir sie kennen gelernt haben, hat sie nicht mehr an der Grenze gearbeitet, sondern in einem Wasserturm. Und man merkte, dass sie mal Corporal bei der Nationalen Volksarmee gewesen ist. Pünktlich morgens um sechs hat sie vor Arbeitsbeginn die Wohnung gesaugt. Wir Kinder standen dann alle in den Betten. Wenn wir zu laut waren hat sie auch schon mal mit der siebenschwänzigen Peitsche gedroht, die sie im Hausflur hängen hatte, aber sie hat sie nie eingesetzt.

Einen merkwürdigen Spruch hat Tante Waltraud öfter mal geäußert: „Reich mir die Flosse, Genosse! Reich sie mir zum Bunde! Wir sind sowieso alles Schweinehunde.“ In den Osterferien hat meine Tante uns immer ein Quartier von der Nationalen Volksarmee besorgt, irgendwo in der Nähe von Stolberg. Heute steht da ein Hotel. Ja, ich hatte eine schöne Kindheit, damals in den Ferien in der DDR.“

„Deshalb fandest du auch später, Anfang der 80er Jahre alles gut, was mit der DDR zu tun hatte“, bemerke ich.

„So ist es. Aber meine Kindheit zu Hause war auch schön. Wir haben jeden Abend Gesellschaftsspiele gespielt. Tue ich heute auch noch gerne. Leider sind meine Eltern so früh gestorben. Irgendwann ging es bei uns nur noch drunter und drüber.“

5. Kapitel: Probleme in Schule und Elternhaus

Thomas ging nun schon seit zwei Monaten in die fünfte Klasse. Heute gab es die Mathearbeiten zurück. Thomas wusste es schon, er hatte wieder eine Vier geschrieben. Hatte er doch die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium so eben bestanden. Die schlechten Noten störten ihn nicht weiter. Er fühlte sich nicht wohl hier, wollte lieber auf eine andere Schule gehen. Hatte er hier doch erst einen Freund gefunden.

Die Hefte wurden ausgeteilt.

„Ich habe nur eine Drei!“, rief seine Mitschülerin, eine Reihe vor ihm und brach in Tränen aus. Es war die Streberin, die sonst meistens Einsen schrieb. Aber nicht nur der Streberin waren gute Zensuren wichtig. Irgendwie kamen ihm seine Mitschüler seltsam vor. Alles Kinder aus gutem Hause, fein gekleidet, völlig anders, als er es von der Grundschule her kannte.

Thomas freute sich auf zu Hause. Sicherlich hatte seine Mutter wieder leckeres Essen gemacht. Peter öffnete die Tür.

„Papa geht es wieder nicht gut“, flüsterte er Thomas zu.

Der vierjährige Andreas lief ihm entgegen.

„Papa ist Jesus!“, rief er. Er glaubte das noch.

Mit glasigen Augen saß der Vater auf dem Sofa und redete unverständliches Zeug.

Plötzlich warf er sich auf den Boden.

„Ich bin der Messias!“, rief er. „Holt das Weihwasser! Zeigt mir, dass ich der Gesalbte bin!“

„Wo ist die Essigflasche?“, flüsterte Thomas Peter zu.

„In der Küche auf dem Regal.“

Jetzt war schnelles Handeln gefragt. Thomas nahm die Flasche und besprenkelte den immer noch am Boden liegenden Vater mit dem Essigwasser. Sodann reichte er Peter die Flasche, der es ihm gleich tat.

Allmählich gingen die Schreie des Vaters in ein Gemurmel über und bald darauf legte sich der Vater auf das Sofa und schlief ein.

Aber wo war die Mutter? Thomas betrat den ausgebauten Dachboden, der vom Flur abging und mit der Wohnung verbunden war. Er fand die Mutter am Tisch sitzend. Vor sich hatte sie mehrere Flaschen Bier, Wein und Sekt stehen. Ihre Augen waren leicht gerötet. Sicherlich hatte sie geweint.

„Es wird immer schlimmer mit ihm“, seufzte die Mutter und schenkte sich ein Glas Wein ein. „Als er den Unfall im Bergwerk hatte, dachte ich, das gibt sich bald wieder. Das war kurz nachdem du geboren wurdest. Nun geht das aber schon zehn Jahre so.“

Die Mutter schenkte sich ein neues Glas ein. Diesmal war es Bier.

„Möchtest du auch einen Schluck?“

Thomas nickte. Sie stellte ihm ein Glas hin. Das war das erste Mal, dass sie ihm ein eigenes Glas hin stellte. Als sie ihm vor einiger Zeit den ersten Schluck Bier angeboten hatte, hatte Thomas angewidert das Gesicht verzogen. Das Zeug hatte scheußlich geschmeckt. Heute aber bekam er ein eigenes Glas. Die Mutter schüttete es nur halb voll. Thomas blickte in das Gesicht seiner Mutter. Er wollte sie nicht so traurig sehen und leerte das Glas.

„Papa hat sich aufs Sofa gelegt. Er schläft jetzt“, versuchte er die Mutter zu beruhigen.

„Das ist gut. Habt ihr wieder das Essigwasser...?“

Sie sprach mit schwerer Zunge, aber Thomas wusste, was sie meinte.

„Das haben wir und dann ist er ruhiger geworden.“

-„Ihr seid wirklich - schon große Jungs. Auf euch - kann ich - mich verlassen.“

Die Mutter schenkte sich noch ein Glas Bier ein.

6. Kapitel: Auf jeden Topf passt ein Deckel

Nach zwei Jahren wechselte Thomas vom Gymnasium zur Realschule. Zuerst war Thomas froh, die Schule wechseln zu dürfen. Aber auf der Realschule ging es ihm bald genauso wie auf dem Gymnasium. Nur dass er diesmal überhaupt keine Freunde fand.

„Liegt es daran, dass ich der Kleinste in der Klasse bin?“, fragte er eines Tages seine Mutter. Sie war gerade wieder dabei Kompott einzumachen. Im Hintergrund spielte eine Schallplatte das Lied „Ein Schiff wird kommen“, ihr Lieblingslied.

„Was sollten sie gegen dich haben, nur weil du kleiner bist als sie?“

„Oder mögen sie mich nicht, weil ich nur ein Ohr habe?“, fragte Thomas. Er war mit nur einem Ohr zur Welt gekommen und hatte schon

immer viele neugierige Fragen der Kinder über sich ergehen lassen müssen. Auf der neuen Schule aber ignorierte man ihn völlig. Die Mutter nahm Thomas in den Arm.

„Vergiss es nie, du bist etwas ganz Besonderes“, sagte sie.

„Wirklich?“, fragte Thomas.

„Das bist du und ich habe dich sehr lieb.“

„Werde ich wohl später, wenn ich groß bin mal eine Frau finden, die mich gern hat?“

„Das wirst du“, versicherte ihm die Mutter. „Auf jeden Topf passt ein Deckel.“

Nach einem halben Jahr auf der Realschule wechselte Thomas auf die Hauptschule. Wie würde die neue Schule sein? Würde es ihm wieder so ergehen wie zuvor auf dem Gymnasium und auf der Realschule?

Schüchtern betrat er an seinem ersten Schultag den Klassenraum. Am Pult stand ein freundlich aussehender Mann, der ihm sogleich entgegen kam und ihn in den Arm nahm.

„Du bist also der Thomas“, sagte der nette Lehrer. „Ich bin Herr Wiemer, dein Klassenlehrer. Herzlich willkommen in unserer Klasse!“

Nein, hier würde es anders werden, dachte Thomas. Hier fühlte er sich geborgen. In den nächsten Monaten fand er viele gute Freunde.

Thomas mochte den Unterricht, die Kartenspiele in den Pausen und die Klassenfahrten.

Herr Wiemer unterrichtete die Klasse in Physik. Eines Morgens bemerkte Thomas, dass etwas mit Herrn Wiemer nicht stimmte. Sein Gang sah wacklig aus und er sprach mit schwerer Zunge.

„Wir hatten in der letzten Stunde über Elektrizität gesprochen“, begann er den Unterricht. „Hierzu habe ich ein kleines Experiment vorbereitet.“

Aus einem Koffer nahm Herr Wiemer einige Kabel, Schaltelemente und winzige Glühbirnen und baute sie auf dem Pult auf.

„So, jetzt müsste die Glühbirne leuchten“, sagte der Lehrer. Nichts geschah.

„Sie haben doch noch gar keine Glühbirne eingeschraubt“, sagte ein Schüler.

„Ach, genau. Dann mache ich das eben.“

Herr Wiemer schraubte die Birne ein, vergaß aber den Schalter zu schließen.

„Das funktioniert heute alles nicht“, sagte Herr Wiemer nach drei weiteren Pannen.

„Ihr könnt nach Hause gehen.“

„Der sollte die Sauferei mal sein lassen“, flüsterte Thomas' Banknachbar und kicherte.

Thomas konnte darüber nicht lachen. Er dachte an seine Mutter, die ihn in der letzten Zeit öfter Bier holen schickte. Mittlerweile trank Thomas jedes Mal ein Glas mit. Er wollte nicht darüber nachdenken müssen, dass der Vater immer öfter seine Anfälle von Wahn bekam und die Mutter immer blasser und kränklicher wirkte. Mit Peter konnte er nicht darüber reden. Der zog sich immer weiter zurück und Thomas hatte den Eindruck, dass es ihm nicht gut ging.

„Das hört sich ja traurig an“, sage ich, nachdem wir das Photoalbum geschlossen haben. „Ja, das war eine schwere Zeit für mich“, sagt Thomas. „Als ich vierzehn war ist meine Mutter an Leberzirrhose gestorben. Als ich das erfahren habe, habe ich Tabletten aus dem Schrank geholt und versucht mich umzubringen. Als ich wieder aufgewacht bin, stand ausgerechnet einer der Prediger von den Apostolen vor mir. Der hatte mir gerade noch gefehlt! Warum hatte die Gemeinde sich nie um unsere Familie gekümmert, als es meinen Eltern so schlecht ging? Einige Monate später hat sich mein Vater vor einen Zug geworfen.“

7. Kapitel: Die Pflegeeltern

„Guten Tag, Frau Wegner, Sie sind wahrscheinlich wegen Ihrer Tochter Nadja hier.“ Die Angestellte des Jugendamts sah von ihrer Schreibmaschine auf.

„Nicht nur“, sagte die Klientin. „Ich weiß nicht, ob Sie schon darüber informiert sind, dass ich den Vater von Dirk wieder geheiratet habe. So heiße ich nun wieder Schmidt. Die Angestellte nahm einen Aktenordner aus dem Regal.“

„Genau, hier steht es. Sie hatten sich von Herrn Schmidt getrennt. Ihre Tochter Nadja stammt aus der Beziehung mit Herrn Wegner. Nun sind Sie wieder mit Herrn Schmidt verheiratet. Meine Kollegin muss

die Notiz gemacht haben. Na, dann herzlichen Glückwunsch, Frau Schmidt! Wo lebt Ihre Tochter Nadja?“

„Sie lebt bei meinem jetzigen Mann und mir. Mein Mann und ich haben einen Anbau an unser Haus bauen lassen, damit Nadja ein eigenes Zimmer bekommen kann. Ehrlich gesagt, der Anbau ist ein wenig groß geraten. Aber mein Mann sagt, vielleicht brauchen wir mal ein Gästezimmer und Nadja ist erst acht. Vielleicht würde sie sich über ein zusätzliches Spielzimmer freuen.“

Das Telefon klingelte. Die Angestellte nahm den Hörer ab. Frau Schmidt beobachtete wie die Mitarbeiterin im Laufe des Telefongesprächs immer blasser wurde.

„Wie bitte? Das ist ja entsetzlich!“, entfuhr es dieser. Sie legte den Hörer wieder auf.

„Da hat sich ein Vater von drei Jungen umgebracht. Die Mutter ist letztes Jahr verstorben.“

Frau Schmidt schwieg betroffen.

„Sind die Jungen noch sehr klein?“, fragte sie nach einer Weile.

„Der Jüngste ist im Alter Ihrer Tochter. Der andere ist fünfzehn. Dann gibt es da noch einen achtzehnjährigen. Der kann wohl bei seinem Onkel leben. Fragt sich nur, wo wir die beiden anderen unterbringen.“

Frau Schmidt überlegte. Sie kannte die Jungen nicht, aber irgendwie ließ sie die Geschichte nicht mehr los. Der eine Junge noch so klein und der andere auch erst fünfzehn. Gerade einmal ein Jahr älter als ihr Sohn Dirk.

„Ich werde mit meinem Mann und meinen Kindern sprechen“, sagte sie. „Unsere Wohnung ist ja nun groß genug. Vielleicht könnten wir die Jungen vorübergehend nehmen. Es braucht ja nicht für immer zu sein, aber so einen Monat, das könnte ich mir vorstellen.“

Thomas war immer noch völlig fassungslos. Ein Angehöriger der Kirchengemeinde hatte ihm und Peter mitgeteilt, dass sein Vater nicht mehr lebte. Er hatte so etwas befürchtet.

Seine schöne Kindheit, die Gesellschaftsspiele am Abend mit der ganzen Familie, die Ferien bei den Tanten, das alles gab es nicht mehr. Aus und vorbei. Aber nun überschlugen sich die Ereignisse. In eine Familie nach Lünen-Alstedde sollten er und Andreas kommen. Sicherlich waren das total feine Leute mit blank geputztem Fußboden, die einen wohlherzogenen Jungen in feinem Anzug erwarteten. Nicht so einen schmutzigen Teenager wie er einer war. Und dieser vierzehnjährige

Sohn, der würde bestimmt einen großen, kräftigen Jungen erwarten, nicht so einen kleinen, bedröppelten wie ihn. Aber jetzt musste er Andreas auf die neue Familie vorbereiten. Andreas hatte die letzte Zeit nicht mehr die Schule besucht, sondern sich auf der Straße herum getrieben.

„Andreas, dass du dich ja bei den Leuten benimmst“, ermahnte Thomas seinen kleinen Bruder. „Wir sind dort nur Gäste und wenn du Mist machst, blamierst du uns beide!“

Es klingelte an der Tür. Das musste das Jugendamt sein.

„Sollen wir zum Abschluss des Tages noch ein Gesellschaftsspiel spielen?“, schlägt Thomas vor.

„Gerne“, sage ich und nehme das Carcassonne- Spiel vom Schrank. „Wir spielen aber ohne Drachen.“

Ich lege die kleine, hölzerne Drachenfigur beiseite. Kaum haben wir begonnen, die Kärtchen mit den mittelalterlichen Städten, Wegen und Klöstern auf den Tisch zu legen, als sich mit einem Mal trotzdem ein Drache nähert und der ist auch noch riesengroß.

„Rio, verschwinde!“, rufe ich und hebe den Kater vom Tisch. Beinahe hätte der Kater ein Erdbeben ausgelöst. Ich bin am Spielzug und lege eine meiner Spielfiguren auf die Wiese. Einige Runden später liegt Thomas auf derselben Wiese. Nun bekomme ich zwar keine Punkte mehr, freue mich aber, mit Thomas zusammen auf der Wiese zu liegen. Am Ende erobert Thomas mit einer zweiten Spielfigur die Wiese. Während wir das Spiel wegräumen, erzählt Thomas von seinem Leben bei seinen Pflegeeltern.

8. Kapitel: Bäckerlehre und Jugendzentrum

Thomas und Andreas lebten nun schon einige Wochen bei Familie Schmidt. Nach dem ersten Monat entschied Familie Schmidt, dass die beiden Brüder bei ihnen bleiben könnten. Andreas spielte mit Nadja und Thomas hatte sich mit Dirk angefreundet.

Häufig gingen Thomas und sein Pflegebruder ins Jugendzentrum in

Lünen-Alstedde. Thomas und Dirk tanzten und beobachteten dabei die Mädchen.

„Ich führe Strichliste, wie viele Mädchen sich schon für mich interessiert haben“, sagte Dirk. „Da habe ich jetzt schon zwölf Striche.“

„Ein nettes Mädchen kennen lernen, warum eigentlich nicht?“, sagte Thomas. Sein Blick fiel auf ein gut aussehendes Mädchen mit langen, blonden Haaren, das sich an den Tresen lehnte.

„Ob ich die mal anquatschen soll?“

„Das ist die Tochter des Betreibers“, sagte Dirk. „Vielleicht die lieber nicht.“

„Warum denn nicht?“, fragte Thomas und schon bewegte er sich in Richtung des Mädchens.

„Ey, du“, nahm er all seinen Mut zusammen. „Sollen wir `ne Runde zusammen tanzen? Du gefällst mir, siehst toll aus.“

„Ich werde dir gleich `nen Tanz beibringen“, zischte ihm die unbekannte Schönheit zu, packte ihn und im nächsten Moment lag Thomas am Boden.

„Ich hätte dir sagen sollen, dass Elke Judo macht“, sagte Dirk, nachdem Thomas sich wieder aufgerappelt hatte. „Aber da warst du schon weg.“

Thomas warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

„Es ist schon halb neun. Vielleicht ist es ohnehin Zeit zu gehen. Morgen beginnt mein erster Tag bei Bäcker Hermann. Da muss ich früh aufstehen.“

Eigentlich wollte Thomas Polizist werden. Dort hatte man ihm jedoch gesagt, er sei zwei Zentimeter zu klein. Bäcker aber konnte er werden, trotz seiner 1,59 m.

Früh am Morgen, um sechs Uhr begann Thomas' erster Arbeitstag. Thomas schwang sich auf sein Fahrrad und machte sich auf den Weg. Der Bäckermeister begrüßte ihn freundlich und zeigte ihm die Backstube.

„Am besten, du fängst mit Teig kneten an“, schlug er Thomas vor.

„Den brauchen wir für unsere vielen Brötchen.“

Thomas nahm einen Klumpen Teig in die rechte Hand, legte ihn auf den Tisch, drehte den Klumpen auf die andere Seite und nahm ihn wieder hoch.

„Besser geht das mit zwei Händen.“

Thomas drehte sich um. Er hatte gar nicht bemerkt, dass der Meister hinter ihm stand. Der junge Azubi versuchte es also mit beiden Händen, gar nicht so einfach. Bald war der Teig fertig und konnte zu Brötchen verarbeitet werden. Als nächstes sollte Thomas einen Sack Mehl holen. Er hob den schweren Sack an und ließ ihn prompt fallen. Der Sack riss ein und das Mehl rieselte heraus.

„Ist nicht so schlimm“, sagte Herr Hermann. „50 Kilo sind eben kein Pappenstiel.“

Den nächsten Mehlsack trugen sie zusammen.

Gegen Mittag zeigte ihm der Bäckermeister wie man Berliner bäckt. Thomas kam es so vor, als ob er schon seit einer Ewigkeit in der Backstube stünde. Der Tag schien überhaupt kein Ende zu nehmen. Wie gut, dass er sich mit dem Kopf einen Moment an den Hängeschränk lehnen konnte. Thomas wurde immer müder. Mit Schrecken stellte er fest, dass er für einige Sekunden eingeschlafen war. Er schaute sich um. Herr Hermann hatte nichts gemerkt. Um 14 Uhr sollte die Schicht enden. Es war viertel nach zwei als Thomas mit den Berlinern fertig war. Was würde Herr Hermann dazu sagen, dass er so langsam gearbeitet hatte?“

Die Tür zur Backstube öffnete sich.

„Schön hast du die Berliner gemacht“, wurde er vom Bäckermeister gelobt. „Und weil du eine Viertelstunde länger gearbeitet hast als nötig, bekommst du für heute eine Mark mehr.“

In den nächsten Tagen gewöhnte Thomas sich an die Arbeit. Ein Arbeitstag erschien ihm nun nicht mehr so lang wie am Anfang. Morgens fuhr er zusammen mit Herrn Hermann die Brötchen herum. Oft belieferten sie Baustellen. Die Bauarbeiter aßen gerne ein Brötchen zu ihrem morgendlichen Bier.

An den Wochenenden fuhren die Pflegeeltern oft mit Thomas, Dirk, Nadja und Andreas zu ihrer Ferienwohnung ins Sauerland, in der Nähe von Olpe. Auch hier gab es viel zu tun. Die Pflegeeltern hatten nämlich ein eigenes Ferienhaus zu bauen begonnen. Es stand schon, musste aber noch saniert werden. Außerdem fehlte noch das Dach. Wenn Thomas und Dirk nicht mit dem Ferienhaus beschäftigt waren, gingen sie oft in den Wald. Der Wald erinnerte Thomas an die Spiele im Wald seiner Kindheit. Auch hier konnte man morsche Bäume um-

werfen oder Tannenzapfenschlachten machen.

Dirk erzählte Thomas von Bauer Plate. Es hieß, er sei der größte Bauer vom Sauerland. Bauer Plate hatte mehrere Höfe und sogar Fabriken. Einmal halfen sie bei der Heuernte. Besonders interessant fand Thomas, dass dem Zusammenrechen des Heues noch einige Arbeitsschritte vorausgingen. Zuerst wurde das Gras mit einem Bulldozer platt gefahren. Dann halfen Thomas und Dirk dem Bauern dabei, eine Plane über das Gras zu legen. Bauer Plate erklärte den Jungen, dass dadurch das Gras fermentieren konnte. Später sollte es als Futter für seine Mastbullen dienen.

„Ich setze mich gleich in den Zug und fahre schon mal nach Hause“, sagte Thomas am Abend zu Dirk.

„Ich bleibe noch ein wenig. Interessiert mich, ob Papa heute nicht geschimpft hat. Dann bräuchte er keine 20 Pfennig zu bezahlen.“

„Wie meinst du das?“

„Weißt du noch nicht, dass mein Vater an den Wochenenden im Sauerland nicht schimpfen darf?“, fragte Dirk ihn. „Andernfalls muss er 20 Pfennig in die Haushaltskasse zahlen.“

„Witzige Idee.“

Gut gelaunt trat Thomas die Heimreise an. Noch schnell den Briefkasten geleert und dann ins Bett. Schließlich musste er am nächsten Morgen wieder früh in die Bäckerei. Aber was war das für ein schwarz umrandeter Brief? Vielleicht ein alter Verwandter oder eine alte Verwandte von seinen Pflegeeltern? Thomas starrte auf die Adresse. Da stand doch tatsächlich sein Name. Mit zitternden Händen öffnete er den Umschlag.

Nein! Er konnte es nicht fassen: Herr Hermann und seine Frau waren tödlich verunglückt. Sein Bäckermeister, den er so gern gehabt hatte. Normalerweise sorgte seine Pflegemutter dafür, dass keines ihrer Kinder mit Sorgen ins Bett ging. Über jedes Problem wurde am Abend noch einmal gesprochen. An diesem Abend jedoch war Thomas allein. Die Pflegeeltern würden erst spät wieder kommen.

Zu der Beerdigung in Selm kamen eine Menge Leute. Thomas konnte sie nicht alle zählen, aber er schätzte, dass es an die tausend waren. Das Ehepaar Hermann war im gesamten Umkreis beliebt gewesen. Der Bäckermeister hatte Thomas in der Pause schon mal von seinen

Aktivitäten bei der freiwilligen Feuerwehr und im Schützenverein erzählt. Frau Hermann war Vorsitzende der Frauenunion in Lünen gewesen. Die Schützen schossen am Grab Salut. Dann wurden die Särge hinunter gelassen. Thomas musste an seine Eltern denken. Er war froh, als die Beerdigung vorbei war.

Über die Bäckerinnung bekam er eine Arbeit in einer anderen Bäckerei zugewiesen, die sich ebenfalls in Lünen befand. Die Arbeit war hart. Die wöchentliche Arbeitszeit betrug 72 Stunden. Jeden Tag zwölf Stunden, von Montag bis Samstag. Hin und wieder musste er nachts arbeiten. Nachdem er und seine Kollegen in einer Nacht 13000 Brötchen gebacken hatten konnte er keine Brötchen mehr sehen. Ähnlich ging es ihm mit den 300 Kassler-Broten täglich.

Bisher war Thomas pünktlich bei der Arbeit gewesen. Nun aber passierte es ihm einmal, dass er dreimal hintereinander verschief und dafür Prügel vom Pflegevater einstecken musste.

Aber die Arbeit hatte auch ihre guten Seiten: Thomas durfte im Betrieb frühstücken, zu Mittag essen und ab und zu vom Kuchen naschen und mit seinem Lehrlingskollegen verstand er sich gut. Sein kleiner Bruder Andreas besuchte nun eine Förderschule. Frau Schmidt achtete darauf, dass ihr Pflegesohn regelmäßig die Schule besuchte. Später absolvierte er eine Ausbildung als Maler und Lackierer, machte anschließend den LKW-Führerschein und arbeitet heute als LKW-Fahrer für einen Lebensmittelgroßhandel.

Ab und zu telefonierte Thomas mit Peter, seinem älteren Bruder. Peter, der nun bei Onkel Fritz lebte, studierte mittlerweile klassische Musik an der Musikhochschule in Dortmund. Er konnte Cello und Klavier spielen. Nachdem Thomas seinen Bruder einmal besucht hatte und ihn Klavier spielen hören hatte, versuchte er es auch einmal am Klavier seiner Pflegeeltern. Die knapp bemessene Freizeit bot ihm jedoch wenig Gelegenheit regelmäßig zu üben. Außerdem besuchte er dann auch lieber zusammen mit Dirk die Disco des Jugendzentrums.

Dirk führte immer noch Strichliste darüber, wie viele Mädchen ihn schon angesprochen hatten. Mittlerweile war er bei 40 angekommen. Nach seinem unangenehmen Erlebnis mit der Tochter des Jugendheimbetreibers wartete Thomas auch lieber darauf, dass er von einem Mädchen angesprochen wurde und das kam zu seiner großen Freude

in der letzten Zeit häufiger vor. Die Mädchen fragten ihn nicht nur, ob er mit ihnen tanzen wollte, sondern auch schon mal: „Willst du mit mir gehen?“

Wieder näherte sich ihm ein süßes Mädchen und fragte, ob er mit ihr gehen wollte. Hatte ihm nicht gestern ein anderes Mädchen die gleiche Frage gestellt? Thomas blickte sich um. Jenes Mädchen war nirgends zu sehen. Woher sollte er wissen, ob es überhaupt noch einmal auftauchte.

„Ja“, sagte Thomas verlegen. Das Mädchen freute sich und tanzte eine Runde mit ihm. Dann verschwand sie im Gedränge. Thomas suchte eine Weile nach der neuen Verehrerin, doch er fand auch sie nicht wieder. Stattdessen kam ein anderes Mädchen auf ihn zu. „Hey du, ich find dich süß. Würde dich gerne näher kennen lernen. Beobachte dich schon länger. Du bist öfter mal hier, stimmt´s?“

Thomas betrachtete das Mädchen. Vom optischen her gefiel sie ihm nicht so gut wie das süße Mädchen von vorhin, aber sie war gesprächiger. Vielleicht meinte sie es im Gegensatz zu den beiden anderen wirklich ernst und ihr Kompliment gefiel ihm.

„Ich bin jedes Wochenende hier“, sagte Thomas. „Kenne den Schuppen durch meinen Pflegebruder.“ Thomas tanzte auch mit diesem Mädchen und gab ihr anschließend eine Cola aus. Weil seine Pflegeeltern Geld vom Jugendamt für ihn bekamen, brauchte er zu Hause kein Kostgeld abzugeben. Dadurch konnte er bei den Mädchen spendabel sein.

Es war schon spät, als Thomas die Disco verließ. Dirk war noch mit einem anderen Mädchen Pommes essen gegangen.

„Hallo, du“, wurde er auf dem Heimweg von einem vierten Mädchen angesprochen. Es war ein Mädchen, mit dem er schon oft getanzt hatte. Auch sie wollte mit ihm gehen. Allmählich wurde es Thomas zuviel. Andererseits, hatte dieses Mädchen sich nicht zuerst für ihn interessiert? Wenn ein Mädchen das Recht hatte seine Freundschaft zu gewinnen, dann war sie es. Also bejahte Thomas die Frage an diesem Wochenende noch einmal. Bald darauf verabschiedete sich seine Begleiterin von ihm.

Am nächsten Samstagabend war Thomas nicht sicher, ob er überhaupt eine seiner Verehrerinnen wieder sehen würde. Irgendwie waren sie alle vier nett gewesen. Deshalb hatte er keine von ihnen enttäuschen

wollen.

„Vier Perlen haben dich angequatscht?“ Dirk war beeindruckt. „Musst du mir zeigen, wenn da eine von auftaucht.“

„Bisher sehe ich noch keine“, antwortete Thomas.

– „Ist auch noch ziemlich leer heute. Ich hab jetzt erst mal Durst auf ein Bier. Möchtest du auch eins?“

Thomas bejahte. Kaum hatte Dirk sich in die bisher noch recht kurze Warteschlange eingereiht, als sich mit einem Mal die Tür öffnete.

Thomas erblickte zuerst das gesprächige Mädchen von der letzten Woche. Es folgte ihr ein weiteres Mädchen, das ihm irgendwie bekannt vorkam. Oh, nein! Es war das Mädchen, das ihn einen Tag zuvor angesprochen hatte. Im nächsten Moment waren die beiden anderen Bewerberinnen auch noch herein gekommen. Thomas versuchte zu flüchten, aber die vier Mädchen waren schneller. Schon hatten sie einen Kreis um ihn gebildet.

„Du bist ja ein ganz Abgezockter“, eröffnete die Gesprächige das Wort. „Erzählst mir, du wolltest mit mir gehen und da erfahre ich von meinen drei Freundinnen, dass du auch schon mit ihnen gehst.“

„Ich kenne dich ja schon länger, aber das hätte ich nicht von dir gedacht“, fügte das Mädchen hinzu, das ihm auf dem Heimweg begegnet war.

„Du hältst uns wohl für so bescheuert, dass wir dich nicht durchschauen“, sagte ausgerechnet das süße Mädchen.

Thomas schwieg verdattert.

„Kommt, so einer ist es nicht wert, dass wir uns länger über ihn aufregen“, sagte das Mädchen, das ihn zuerst angesprochen hatte, löste den Kreis auf und suchte mit den drei Freundinnen das Weite. Endlich kam Dirk zurück.

„Na, ist eine von deinen Verehrerinnen aufgetaucht?“, fragte er nichts ahnend.

„Nicht eine, alle vier!“

Thomas ließ sich erschöpft auf einen Stuhl fallen.

„So etwas erlebe ich mit meinen Verehrerinnen auch schon mal“, versuchte Dirk den Pflegebruder zu beruhigen. „Aber alle vierzig auf einmal sind mir noch nicht begegnet. Hoffe, dass mir so was nicht passiert.“

Für Heute ist ein Spieletag in der Dortmunder Nordstadt angekündigt worden. Einen Programmpunkt finden Thomas und ich besonders interessant: Eine Kreiselmeisterschaft im Arbeitslosenzentrum.

„Ich fahre schon mal mit dem Rad vor“, sage ich. Thomas will mit der Bahn nachkommen.

„Wahrscheinlich treffen sich dort Kreiselexperten aus aller Welt, die über Drehtechniken und Rekorde fachsimpeln“, denke ich.

Zu meinem Erstaunen bin ich die erste, die den Raum betritt. Auf dem Tisch liegen einige bunte Spielzeugkreisel. An der Wand hängen alte Schwarz-Weiß-Photos. Auf zwei Photos kann ich Thomas in jungen Jahren entdecken.

„So gut wie er aussah ist es kein Wunder, dass sich vier Mädchen gleichzeitig in ihn verliebt haben“, denke ich.

Ein Mann im Rentenalter betritt den Raum.

„Ganz alleine hier?“, fragt er.

„Mein Mann kommt gleich auch noch“, antworte ich. „Das ist übrigens dieser schöne, junge Mann dort auf den Photos. Er ist heute ein wenig älter als damals, aber schön ist er immer noch.“

„Du kennst den Thomas?“, fragte der ältere Herr. „Thomas und ich haben zusammen mit einigen anderen Leuten Anfang der 80er Jahre die Dortmunder Arbeitsloseninitiative gegründet.“

Wenige Minuten später kommt Thomas zur Tür herein. Die Kreiselmeisterschaft besteht darin, einen Kreisel möglichst lange rotieren zu lassen. Später bekommt jede Teilnehmerin und jeder Teilnehmer eine Urkunde.

9. Kapitel: Das Pfingstcamp des DGB

Nachdem Thomas seine Bäckerlehre beendet hatte, schlugen ihm sein Pflegeeltern vor, eine Konditorlehre anzuhängen. Thomas bewarb sich bei Café Kleinschmidt in der Lünener Innenstadt und wurde eingestellt. Von nun an lernte er Torten und Pralinen herzustellen, Blätterteiggebäck und in der Weihnachtszeit so manchen Christstollen.

Dirk absolvierte mittlerweile eine Ausbildung als Schlosser auf der Ze-

che. Eines Tages erzählte er Thomas vom Pfingstcamp des deutschen Gewerkschaftsbundes in Oer-Erkenschwick. Thomas las sich die Einladung durch.

„Der 25.5.79? Das ist doch mein 18. Geburtstag!“, rief er. „Den werde ich groß feiern.“

Nach einer Eröffnungsrede von Ernst Söder, dem DGB-Organisator vom Kreis Dortmund und für die DGB-Jugend zuständig, wurde das Camp eröffnet. Thomas fand schnell Anschluss an eine Gruppe, die eifrig über einen Militärputsch in der Türkei diskutierte. Er erfuhr von der Föderation der türkischen Arbeitervereine und von der türkischen Militärregierung, die Gewerkschaften verboten und viele Gewerkschaftler eingesperrt hatte.

An einem Stand wurden Unterschriften gegen den NATO-Doppelbeschluss gesammelt. Thomas unterschrieb den Krefelder Appell.

„In welcher Gewerkschaft bist du eigentlich?“, wurde Thomas nach einem Fußballspiel unter der Dusche angesprochen. Es war ein Gewerkschaftssekretär, den er heute schon einige Male gesehen hatte.

„Ehrlich gesagt, in keiner.“ Thomas fühlte sich entblößt. Aber der Gewerkschaftssekretär war ja genauso nackt wie er.

„In welchem Bereich arbeitest du?“

„Ich mache eine Konditorlehre.“

„Dann ist die NGG die richtige Gewerkschaft für dich.“

Zunächst fühlte Thomas sich ein wenig überrumpelt. Aber die Leute auf dem Pfingstcamp erschienen ihm nett und die Diskussionsthemen interessierten ihn. Also trat er noch auf dem Camp in die Gewerkschaft Nahrung- und Genussmittel ein.

Einmal im Monat nahm er an Jugendtreffen teil. Thomas erfuhr einiges über Arbeitnehmerrechte, das Jugendschutzgesetz, Vorschriften zur Unfallverhütung und die Mehrwerttheorie. Zum ersten Mal erfuhr er, dass die Unternehmer die Arbeiter ausbeuten, ihnen keinen gerechten Lohn zahlen und dass das Volksvermögen ungerecht verteilt ist.

Öfter gab es Schulungen in Oer-Erkenschwick mit anschließenden Partys.

Eines Tages fragte ihn Dieter, ein Vorsitzender des Ortsjugendausschusses, ob er Lust hätte, mit ihm und einem arbeitslosen Konditor in eine Wohngemeinschaft in Dortmund-Hörde einzuziehen. Thomas hatte schon länger überlegt aus dem Haus der Pflegeeltern auszuziehen

und willigte ein. Die zermürbenden Diskussionen mit seinen Pflegeeltern gingen ihm allmählich auf die Nerven. Die beiden schienen überhaupt kein Klassenbewusstsein zu haben. Wie sein leiblicher Vater arbeitete auch Herr Schmidt auf der Zeche, fühlte sich aber nicht im Geringsten ausgebeutet. Frau Schmidt arbeitete als Hauswirtschafterin bei dem Leiter einer großen Supermarktkette. Warum arbeitete sie bloß bei diesem Verbrecher?

In der Wohngemeinschaft hatte er endlich sturmfreie Bude. Dieter und Jan luden oft Freunde ein und er feierte mit ihnen bis in die Nacht. Morgens, bei der Arbeit war Thomas oft müde. Insbesondere am Sonntag, wenn die Konditorei auch geöffnet hatte, fiel ihm das Aufstehen schwer. Einmal fiel er mit vier Torten auf dem Arm die Treppe hinunter. Zum Glück hatte das bis auf zwei Verkäuferinnen niemand bemerkt. Aber die waren freundlich zu ihm und halfen Thomas, den Teppich sauber zu machen. Die Torte war schnell wieder hergerichtet. Hin und wieder besuchte Thomas noch seine Pflegeeltern in Lünen, aber das war für beide Seiten nur noch Nerven aufreibend. Nachdem seine Pflegemutter nach jedem seiner Besuche drei Tage krank vor Sorgen auf dem Sofa gelegen hatte, beschloss Thomas den Kontakt zu den Pflegeeltern abzubrechen.

Thomas hat die Kreiselmeisterschaft gewonnen. Mit unseren Urkunden in der Tasche machen wir uns auf den Weg zum Nordmarkt, wo heute noch mehr Spielaktionen stattfinden sollen.

„Das Zerwürfnis mit den Eltern kommt mir bekannt vor“, sage ich. „Nur mit dem Unterschied, dass ich damals bei den Anarchisten war, Während du dich den Kommunisten angeschlossen hast. Kommunisten und Anarchisten waren sich damals spinnefeind, so mein Eindruck. Die einen wollten mit Regierung die Welt verändern, die anderen ohne. Ich erinnere mich noch an eine Veranstaltung zum ersten Mai, wo ich meinem damaligen Freund reumütig gestanden habe, dass ich einen Pfannekuchen von einem DKP-Stand gegessen habe. Weil das aber eine liebe Omi war, die noch Marmelade aus selbst gepflückten Pflaumen auf den Pfannekuchen getan hat, war das dann für meinen Freund in Ordnung. Das war Anfang der 90er Jahre. Die Geschichte mit dir und der Gewerkschaft war ja ungefähr zehn Jahre früher. Damals, Anfang der 80er, ging ich noch zur Schule. Auf dem Schulhof ha-

ben Leute vom Schülerrat Handzettel verteilt, auf denen es um Atomraketen und den Ost-West-Konflikt ging. Hat mir damals alles Angst gemacht, konnte nachts schon mal nicht schlafen deswegen.“

„Ging mir genauso“, sagt Thomas. „Deshalb war ich Anfang der 80er oft auf Friedensdemos. Es begann damit, dass ich neben der Gewerkschaft noch in die SDAJ eingetreten bin...“.

10. Kapitel: Politische Aktivitäten und Begegnung mit Norbert Blüm

„Immer wieder aufstehn. Immer wieder sagen: Es geht doch...“.

Thomas hüpfte begeistert zu dem Lied der Niederländischen Band „Botts“, die im Rahmen des Festivals der Jugend vor der Westfalenhalle auftraten. Neben ihm standen Dieter und Jan, die ihm von dem Festival erzählt hatten. Im Anschluss an das Konzert wurden Zettel verteilt, auf denen der Liedtext von „immer wieder aufstehn“ abgedruckt war. Thomas drehte das Blatt um. Auf der Rückseite befand sich eine Eintrittserklärung für die SDAJ, die sozialistische deutsche Arbeiterjugend, eine Jugendorganisation der DKP.

Einige Tage später machte Thomas sich auf den Weg zum Che Guevara-Club in der Nähe vom Borsigplatz in der Dortmunder Nordstadt. Der Raum gefiel ihm. Die Wände waren von einem Dortmunder Künstler mit einem Weltall-Motiv bemalt worden, durch das ein Raumschiff glitt. In einer Ecke waren drei junge Männer in Thomas' Alter damit beschäftigt eine Theke aufzubauen.

„Kann ich mithelfen?“, fragte Thomas.

„Halt mal hier das Brett. Ich bin übrigens der Udo.“

Udo erzählte Thomas von der Friedensdemo in Bonn und weiteren geplanten Aktionen.

An diesem Tag wurde Thomas Mitglied in der SDAJ, was seinen neuen Freunden gut gefiel.

Die nächsten Jahre besuchte Thomas jedes Jahr die Demo in Bonn. Einmal nahmen 300.000 Demonstranten teil, einmal sogar 500.000.

Der Auftritt von Willy Brandt blieb Thomas noch lange in Erinnerung: Die Sonne schien. Thomas lag auf einer Decke auf der Hofgartenwiese. Neben ihm lag ein Mädchen, das sich in ihn verliebt hatte. Leider erfuhr er das erst viel später, als er schon eine andere Freundin hatte und sie ebenfalls anderweitig liiert war.

„Willy!“, schrie mit einem Mal alles um ihn herum. Thomas war kurz in der Sonne eingedöst. Die Rufe nach dem ehemaligen Bundeskanzler machten ihn wieder wach.

Die Regierung von Helmut Schmidt war durch Helmut Kohl abgelöst worden. Unter Verteidigungsminister Apel hatte Schmidt den NATO-Doppelbeschluss verabschiedet, also die Stationierung von Pershing II und Cruise Missile.

„Pershing two, ab ins Klo“, sangen die Demonstranten.

Unter Kohl blieb alles beim Alten, denn er war ebenfalls für den NATO-Doppelbeschluss.

Umso mehr freute Thomas sich, dass Willy Brandt, Schmidts Vorgänger, sich für den Frieden einsetzte und sich mit den Demonstranten solidarisch zeigte. Auf der Wiese wurde ein riesiges Peace-Zeichen aus Menschen gebildet. Thomas blickte in den sonnigen Himmel und sah einen Hubschrauber.

„Der filmt uns von oben“, sagte ein Demonstrant neben ihm. Später gab es ein großes Konzert, bei dem der Sänger Harry Belafonte auftrat.

Neben den Friedensdemos führte die SDAJ auch Aktionen zu anderen politischen Themen durch, manchmal auch auf lokalpolitischer Ebene. An der Hohensyburg war kürzlich eine Spielbank eröffnet worden, ein teures Gebäude mit allem Glitzer und Glimmer, den man sich nur vorstellen konnte. Auf einem heimlichen Vorbereitungstreffen erfuhr Thomas, dass die Spielbank, die wahrscheinlich nur von den Reichen besucht würde, von Steuergeldern finanziert wurde.

Jemand hatte von einem befreundeten Bauern eine Wagenladung verammelter Kohlköpfe bekommen. Nach dem Motto: „Euch den Kohl und uns die Knete“, wurden die Kohlköpfe gegen die Spielbank geworfen. An der Aktion beteiligten sich hundert Leute.

Später stellte sich allerdings heraus, dass die Spielbank der Stadt durchaus Gewinn einbrachte, und sie nicht nur von Reichen, sondern auch von Personen mit mittlerem Einkommen besucht wurde.

Als Auszubildender machte Thomas auch das Thema „Lehrstellenknappheit“ betroffen. Vor dem Eingang der Ruhrkohle AG verteilten sie Ausgaben ihrer Zeitschrift ELAN an die Auszubildenden, um sie auf das Thema aufmerksam zu machen.

In einem Artikel ging es außerdem um Arbeitsminister Norbert Blüm, der den Jugendarbeitsschutz im Bäckerhandwerk gelockert hatte. Arbeitgeber sollten Auszubildende in diesem Bereich nun schon vor sechs Uhr morgens ihre Arbeit beginnen lassen dürfen. Die Zeitschrift veröffentlichte die Telefonnummer von Norbert Blüm und rief die Azubis dazu auf, dem Arbeitsminister bevor sie sich auf den Weg zur Arbeit machten einen guten Morgen zu wünschen.

„Dem Blüm zeigen wir es!“, dachte Thomas, als er sich mit seinen Freunden von der SDAJ auf den Weg zu einer Demo gegen die Lehrstellenknappheit machte. Sie fand in Dortmund vor dem Saal der deutschen Industrie, auf dem alten Markt statt.

„Lügen haben kurze Beine, Norbert hat besonders kleine“, hieß es auf dem Transparent, das Thomas zusammen mit mehreren anderen Demonstranten trug,

„Wir werden gleich dem Arbeitsminister das Lehrstellenprogramm überreichen“, sagte ein Sprecher durchs Megaphon. „DA wird der Blüm erfahren, was er verändern könnte und das ist eine ganze Menge. „Herr Blüm, wo sind Sie? Herr Blüm ist immer noch nicht aufgetaucht. Interessiert ihn wohl gar nicht.“

Nach einer kurzen Pause erschien ein Polizist.

„Hier will einer von der Polizei den Minister anrufen. Na dann, viel Erfolg!“

„Der Minister kommt gleich“, hörte Thomas, der neben dem Sprecher stand, den Polizisten sagen. Tatsächlich erschien Norbert Blüm im nächsten Moment und reichte Thomas die Hand zur Begrüßung. Thomas überreichte dem Minister das Lehrstellenprogramm. Blüm nahm es entgegen und ging eine Treppe hinauf.

„Sein Parteigenosse, der Bundeskanzler Helmut Kohl hat sich ja neulich mit Ronald Reagan in Bitburg auf dem Soldatenfriedhof getroffen“, bemerkte der Sprecher mit dem Megaphon. Norbert Blüm drehte sich noch einmal um: „Beim Thema Faschismus müssen wir zusammenhalten!“, teilte er den Demonstranten mit.

Obwohl Thomas bei einigen Aktionen gegen Blüm teilgenommen hatte, beeindruckte ihn diese Bemerkung. Ihm fiel ein, dass Blüm sich kürz-

lich in Chile mit dem Diktator Pinochet getroffen und ihn hart kritisiert hatte. Blüm war Vorsitzender von Amnesty International gewesen und hatte sich für ein Mädchen eingesetzt, das unter Pinochets Regime gefoltert worden war. Nach jener Bemerkung Blüms zum Thema „Faschismus“ stieg der Arbeitsminister in Thomas' Gunst. Natürlich trat Thomas trotzdem nicht in die CDU ein, sondern blieb politisch links.

11. Kapitel: Die Arbeitsloseninitiative

Thomas hatte die Gesellenprüfung zum Konditor bestanden. Zwar mit Pauken und Trompeten, weil seine politischen Aktivitäten immer mehr Zeit erforderten, aber er hatte sie immerhin bestanden.

Bei einem Bäcker in Dortmund-Hombruch bekam er seine erste Arbeitsstelle. Am Wochenende erzählte ihm sein WG-Mitbewohner Dieter vom Heidehof, einem besetzten Haus im Dortmunder Süden. Das Haus sollte abgerissen werden, obwohl es das ideale Gebäude für ein freies Kulturzentrum abgab. Dieter nahm ihn mit auf eine Party. Thomas war begeistert.

„Hast du schon vom Heidehof gehört?“, wurde Thomas einige Tage später vom Sohn des Bäckers angesprochen.

„Nicht nur das, ich war sogar da“, antwortete Thomas. „Richtig kreativ, was da abgeht. Die Leute malen, jonglieren, geben Konzerte und sogar Workshops bieten die an. Demnächst geben die Leute wieder eine Fete. Kannst ja auch mal mitkommen.“

„Bloß nicht!“, wehrte der junge Mann ab. „Ich halte überhaupt nichts von solchen Leuten. Meine Eltern und ich wohnen in der Nähe vom Heidehof. Die Leute pinkeln immer bei uns in den Garten. Einfach ekelhaft!“

„Das machen die, weil denen das Wasser von den sanitären Anlagen abgedreht worden ist“, sagte Thomas, aber der Sohn des Bäckers hatte die Backstube schon wieder verlassen.

Am nächsten Morgen wollte Thomas gerade anfangen zu arbeiten als der Bäcker auf ihn zukam.

„Bitte verlassen Sie sofort meine Backstube!“, sagte dieser laut und

bestimmt. „Ich zahle Ihnen auch den Lohn für vierzehn Tage. Aber gehen Sie nun bitte!“

Verdattert verließ Thomas das Gebäude. Erst draußen fiel ihm ein, was er am Vortag dem Sohn des Bäckers erzählt hatte. Sicherlich hatte der seinem Vater erzählt, dass der neue Mitarbeiter auch zu diesem „Gesindel“ vom Heidehof gehörte. So war Thomas nach nur elf Tagen seine erste Arbeitsstelle los.

„Dann bist du nun auch einer von uns“, sagte sein WG-Mitbewohner Dieter, als sie sich am Abend bei einer zweiten Party im Heidehof trafen.

„Wir sind nun alle drei arbeitslose Konditoren. Übrigens, der BVB plant ein Benefizspiel für die Arbeitslosen und weiß noch nicht wohin mit dem Geld. Ich habe da aber schon eine Idee.“

Dieter weihte Thomas in die Pläne ein, die er und ein außerhalb der Wohngemeinschaft lebender Freund entwickelt hatten. Gemeinsam wollten sie in Dortmund eine Arbeitsloseninitiative gründen.

Wir sind am Nordmarkt angekommen. Die Initiative, welche die nächste Spielaktion vorbereiten wollte, ist noch nicht da. Also vertreiben wir uns die Zeit mit Frisbee zuwerfen.

„Und? Habt ihr das Geld von dem Benefizspiel bekommen?“, frage ich. „Das Spiel hat bis heute nicht stattgefunden“, antwortet Thomas und wirft mir die Frisbee zu. „Die Arbeitsloseninitiative Dortmund, kurz ALIDO, haben wir trotzdem gegründet.“

Da sie kein Gebäude für ihr Vorhaben bekommen konnten, trafen sie sich zunächst im Hinterraum der Jakobschenke, einer Kneipe an der Weißenburger Straße. Am Gründungstag der Initiative waren gleich drei Fernsehanstalten zugegen. Bald darauf organisierte ihnen Hannes Thür, ein Betriebsseelsorger der katholischen Kirche, einen Raum in der Arndtstraße, der zu einer katholischen Kirchengemeinde gehörte. Hier trafen sich regelmäßig zwei bis drei, manchmal auch zehn politisch aktive Leute. Thomas verbrachte nun bis zu 16 Stunden am Tag mit politischen Aktivitäten. Obwohl er offiziell als arbeitslos galt, war sein Arbeitstag ähnlich stressig wie zu seinen Ausbildungszeiten. Sein größter Ehrgeiz galt seiner Idee eine bundesweite Arbeitslosendemo zu organisieren. Er plante, organisierte, diskutierte mit den Leu-

ten aus seiner Initiative und anderen linken Gruppen. Endlich war es so weit. Arbeitslose Menschen und mit ihnen solidarische Erwerbstätige aus dem gesamten Land trafen sich in Bonn. Thomas blickte sich auf der Festwiese um. Eine beachtliche Menschenmenge war zu sehen, jedoch nicht so viele Menschen, wie er sich vorgestellt hatte. Er wartete. Vielleicht würden noch Demonstranten dazu kommen. Aber gegen Nachmittag wurden es eher immer weniger. Wie peinlich, wo er doch die Demo organisiert hatte!

Ein neuer Redner näherte sich dem Mikrofon. Thomas kannte ihn. Es war ein alter Friedensaktivist, den er auf seinen zahlreichen Friedensdemos kennen gelernt hatte.

„Dies ist die erste bundesweite Arbeitslosendemo“, sagte er. „Noch sind wir wenige. Aber wir kommen wieder. Ich garantiere euch, im nächsten Jahr sind wir hunderttausend!“

Die Menge klatschte und jubelte.

Thomas freute sich, aber seine Freude währte nicht lange.

„Das war ja wohl nichts!“, sagte ein Mitdemonstrant, der plötzlich neben ihm stand. „Das sind vielleicht gerade mal 3000 Leute. Dafür hat sich der Aufwand wirklich nicht gelohnt.“

Was sollte Thomas dazu sagen? Hunderttausend würden sie wohl auch im nächsten Jahr nicht werden.

Die Sache mit der Demo blieb nicht Thomas' einzige Enttäuschung. Schon länger beteiligte sich die Arbeitsloseninitiative beim Kreisjugendausschuss des DGB und immer wieder versuchten sie Mitglied des DGB zu werden, aber ihr Antrag wurde stets abgelehnt.

„Wahrscheinlich sind wir denen zu links“, vermutete Thomas beim nächsten Treffen in der Arndtstraße.

Die nächste Idee war ein Arbeitslosendorf mit Zelten in der Dortmunder Innenstadt aufzubauen, um die Passanten für das Thema „Arbeitslosigkeit“ zu sensibilisieren.

Die dreitägige Aktion auf dem Platz von Leeds wurde ein voller Erfolg. Sogar der Kabarettist Dietrich Kittner kam vorbei und spielte einige Lieder.

Wir sind wieder zu Hause. Im Regal finde ich noch einige alte Exemplare der Arbeitslosenzeitung. Sie stammen aus der Zeit Ende der 80er Jahre, also schon einige Jahre nach der Gründung der ALIDO. Erfreut lese ich, was damals dort alles gelaufen ist. Da gab es Bundes-

kongresse der Erwerbslosenbewegung, Kulturfeste und sogar ein Treffen mit englischen Erwerbslosen in Wolverhampton.

Im Programm lese ich von einer Werkstattgruppe, Sprachkursen, Kochkursen, Spielenachmittagen, Schuldnerberatung, einer Frauengruppe und zwei Friedensinitiativen. Ich habe nicht mehr viel Zeit mir alles durchzulesen, denn wir müssen gleich wieder in unser Lädchen. Thomas hat ein geflügeltes Nashorn plastiziert, wie sie in größerer Ausgabe im gesamten Bereich der Dortmunder Innenstadt stehen. Ein Borussia-Nashorn soll es werden, weil Thomas Borussiafan ist. Die Spiele schaut er sich entweder m Fernsehen oder in der Stammkneipe an, wo er einige politisch bewegte Genossen treffen kann. Kaum hat Thomas das Nashorn fertig gestrichen, als ein Kunde den Laden betritt.

„Haben Sie auch blau-weiße Nashörner?“, fragt er. Es stellt sich heraus, dass der Kunde ein Geburtstagsgeschenk für einen Schalkefan sucht und jener Freund hat schon bald Geburtstag. So schnell kann das Nashorn nicht gebrannt werden. Zur Eröffnung des Lädchens hat Thomas einen günstigen Second-hand-Tonofen organisiert. Mit sechs Leuten haben wir das 300 Kilo schwere Teil auf ein wetterfestes Podest gestellt. Anschließend hat Thomas zusammen mit einem Bekannten Kabel verlegt, nur damit wir letztendlich herausgefunden haben, dass wir uns einen Schrottofen haben andrehen lassen.

„Es würde länger dauern das Nashorn zu brennen, aber ich kann ein schwarz-gelbes Nashorn übermalen“, schlägt Thomas vor. Der Kunde ist einverstanden.

„Du bist sehr kreativ“, sage ich, während Thomas das Nashorn bemalt.

„Das war ich früher auch schon“, sagt Thomas. „In den 80er Jahren habe ich aber mehr Theater gespielt.“

12. Kapitel: Die Theatergruppe „Zwiebel“

Bei einem Treffen der NGG-Jugendgruppe erfuhr Thomas von einem Theaterseminar in einer anderen Stadt. Gemeinsam mit einigen anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern erfuhr Thomas wie man ein Theaterstück entwickelt. Am Ende der Woche stand fest: Die Dortmun-

der NGG-Jugendlichen, bestehend aus fünf jungen Männern und einer jungen Frau, wollten ein eigenes Theaterstück entwickeln.

Der Keller der Wohngemeinschaft eignete sich hervorragend als Proberaum und das Thema stand auch schnell fest. Es sollte um das Thema „Jugendarbeitslosigkeit“ gehen. Nach einem Brainstorming einigten sich die sechs jungen Leute auf den Titel: Walter P. aus D. .

Im Mittelpunkt des Stückes sollten ein arbeitsloser Bäckerlehrling stehen und eine junge kaufmännische Angestellte, die in ihrem Betrieb Gewerkschaftsarbeit macht, um sich für bessere Arbeitsbedingungen einzusetzen. Die beiden lernen sich kennen und lieben und gründen am Ende eine gewerkschaftliche Arbeitsloseninitiative.

Als gelernter Bäcker wollte Thomas den Bäckergehilfen spielen, der sich beschwert, weil der Lehrling den Pflaumenkuchen anbrennen lassen hat. Zusätzlich spielte Thomas auch noch einen Punker, der dem Lehrling in einem Park begegnet und andere kleine Rollen.

Nun brauchte das Theater nur noch einen Namen und der war schnell gefunden: Theater Zwiebel wollten sie sich nennen, weil sie scharf sein wollten wie eine Zwiebel und ihre Feinde, die Unternehmer, zum Heulen bringen wollten.

Ein Mitglied der Theatergruppe entwarf als Logo eine lachende Zwiebel, von der bald darauf Buttons und Aufkleber hergestellt wurden.

Anstelle eines fest vorgegebenen Textes einigte man sich darauf, nach der vereinbarten Handlung frei zu improvisieren.

Das Stück wurde ein voller Erfolg. Zwei Jahre gingen Thomas und die anderen Mitglieder der „Zwiebel“ auf Tournee. Meistens traten sie in Schulen auf und diskutierten anschließend mit den Schülern über das Thema „Arbeitslosigkeit“.

Die meisten Schüler interessierten sich sehr für das Thema. Die Haupt- und Realschüler noch mehr als die Gymnasiasten, weil letztere die Möglichkeit hatten zu studieren, während erstgenannte des Öfteren befürchteten nach der Schule keine Lehrstelle zu bekommen und somit für das Thema „Jugendarbeitslosigkeit“ sensibilisiert waren.

Die Gewerkschaft unterstützte die „Zwiebel“ und gab ihnen einen neuen Proberaum und einen Bulli, mit dem Thomas die Gruppe zu den Schulen in anderen Städten fuhr.

„Euer Theaterstück wäre ein interessantes Thema für den Gewerkschaftsjugendkongress“, wurde Thomas eines Tages von einem Ge-

werkschaftsleiter angesprochen. Alle Mitglieder der „Zwiebel“ waren sofort hellauf begeistert. Auf solch einer großen Veranstaltung aufzutreten war ihnen eine besondere Ehre.

Nach dem Auftritt applaudierte das Publikum.

„Das müssen wir feiern“, sagte Thomas, nachdem sie die Bühne verlassen hatten. Die Theatergruppe setzte sich zu den Gewerkschaftsleitern an einen Tisch.

„Hat euch das Stück gefallen?“, fragte jemand aus der Runde.

„Und ob uns das gefallen hat“, sagte der Gewerkschaftsleiter, der die „Zwiebel“ zum Jugendkongress eingeladen hatte. „Es zeigt ein realistisches Bild wie schwer es Jugendliche heutzutage auf dem Arbeitsmarkt haben. Da muss sich in der Politik wirklich noch einiges ändern.“

„Da wird sich bald was ändern“, sagte Jörg, ein Mitglied der Theatergruppe. „Lasst uns darauf mit einem Glas Bier anstoßen.“

Er hob sein Bierglas und prostete dem Gewerkschaftsleiter zu: „Auf Karl Marx und sein kommunistisches Manifest.“

„Auf Marx“, sagte nun auch ein Zweiter.

„Und auf Che Guevara“, sagte Thomas.

„Auf Marx und Engels“, sagten nun alle Mitglieder der „Zwiebel“ und erhoben ihre Biergläser.

Der Gewerkschaftsleiter erbleichte. Zwei andere Vorsitzende sahen sich irritiert an und flüsterten sich etwas zu. Eine Minute lang herrschte peinliches Schweigen.

„Auf unsere nächsten Auftritte“, versuchte Thomas die Situation zu entkrampfen.

„Es wird keine Auftritte mehr geben“, sagte der Gewerkschaftsleiter. Mehr sagte er nicht dazu, aber sein eisiger Blick sprach Bände.

„Ihr könnt doch nicht auf Marx und Engels anstoßen“, sagte Kurt, ein Mitglied der NGG-Jugend, der nicht bei der „Zwiebel“ mitspielte, später bei einer Krisensitzung. „Mit eurer kommunistischen Einstellung indoktriniert ihr die Jugendlichen. Die wollen was über Jugendarbeitslosigkeit erfahren und keine Radikalinskis sehen, die Reklame für die DDR machen.“

„Wo kamen in dem Stück Marx und Engels vor?“, fragte Pia, die in dem Stück die kaufmännische Angestellte gespielt hatte.

„Das tut nichts zur Sache“, argumentierte Kurt. „Aber wenn ihr solch

eine Einstellung habt, dann braucht ihr euch nicht zu wundern, wenn das früher oder später rauskommt.“

„Der redet ja genauso wie die Leute von der Jungen Union, die uns mal kritisiert haben“, sagte Pia und wandte sich frustriert ab.

Nicht viel später wurde der Theatergruppe der Bulli und der Proberaum entzogen. Außerdem wurden alle Mitglieder der „Zwiebel“ von ihren Ämtern abgesetzt. Thomas musste als stellvertretender Vorsitzender des Ortsjugendausschusses zurücktreten. Die Theatergruppe zerfiel und Thomas zog aus der Wohngemeinschaft aus. In der ALIDO wollte er auf jeden Fall weiter aktiv bleiben. Ebenso im DKP-Erwerbslosenausschuss und im ÖTV-Arbeitslosenausschuss. Das konnte ihm niemand verbieten.

Mittlerweile hatte Thomas eine neue Wohngemeinschaft gefunden, die Geyer-WG, benannt nach Florian Geyer, einem Bauernführer während der Zeit der Bauernaufstände.

Bald darauf fand Thomas auch eine neue Theatergruppe, das Theater Knackpunkt der DKP. Gegründet worden war die Theatergruppe von einem seiner drei Mitbewohner. Diesmal wollten sie ein Stück für Kinder aufführen. Sie einigten sich auf „Der kleine Prinz“ nach der Literaturvorlage von Antoine de St. Exupéry. Die Aufführung fand an Thomas' Geburtstag in der Nähe von Frönsberg statt, beim Pfingstcamp der jungen Pioniere, einer Kinderorganisation der DKP. Thomas spielte den Piloten, der in der Wüste notlanden muss und dort dem kleinen Prinzen begegnet. Durch das Theater Zwiebel hatte Thomas schon ein wenig Schauspielerfahrung gesammelt. So spielte er ziemlich authentisch wie der Pilot sich freute dem kleinen Prinzen zu begegnen, aber auch wie traurig er beim Abschied vom kleinen Prinzen gewesen war. Für denselben Abend stand eine Nachtwanderung mit den Kindern auf dem Programm.

„Du bist bestimmt traurig, weil der kleine Prinz gestorben ist“, sprach ihn ein kleines Mädchen an. „Aber ich bin bei dir und kann dich trösten. Nimm mich auf den Arm!“

So musste Thomas das Mädchen die gesamte Nachtwanderung hindurch tragen.

13. Kapitel: Anke

Auf dem Pfingstcamp der Deutschen Friedensgesellschaft- Vereinigte Kriegsdienstgegner in Hamm lernte Thomas seine Freundin Anke kennen. Er hatte sie vorher schon einmal im Blücherpark gesehen, wo sie eine Kindergruppe betreute und freute sich, sie in der Camp-Disco wieder zu sehen. Wie Thomas war auch Anke politisch engagiert. Sie war Mitglied im Schülerrat der Gesamtschule Scharnhorst und im Kreisvorstand der Dortmunder SDAJ.

Zuerst hatte Ankes Mutter Vorbehalte gegen Ankes Beziehung zu Thomas, bald aber entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Thomas und Ankes Eltern. Durch sie und seine neue Freundin erfuhr Thomas, dass schon Ankes Großvater, der Vater der Mutter, politisch interessiert und in den 20er Jahren Mitglied der KPD gewesen war.

Ankes Vater war in jungen Jahren in die DDR gegangen, hatte in Ostberlin studiert und in Leipzig Ankes Mutter kennen gelernt. Trotz ihrer kommunistischen Gesinnung waren die Eltern später aus der DDR ausgesiedelt. Dem Vater war verboten worden zur Beerdigung seines Vaters nach Gelsenkirchen zu fahren. Nachdem er einen Ausreiseantrag gestellt hatte, wurde er aus der SED ausgeschlossen und beruflich in eine Autobeizerei strafversetzt.

Später war die Familie in den Westen übergesiedelt.

In den folgenden Jahren unternahmen Thomas und Anke viele Reisen.

„Erzähl mal, was ihr so für Reisen gemacht habt!“, frage ich Thomas. Da wir beide schon einige abenteuerliche Reisen nach Berlin und in den Spreewald unternommen haben, interessiert mich natürlich, was Thomas früher für Reisen unternommen hat.

„Unser erster Urlaub führte uns nach Griechenland“, beginnt Thomas zu erzählen. „Vier Wochen mit Zelt und Rucksack quer durchs Land. Mit der Mitfahrzentrale sind wir bis Würzburg gekommen. Dann ging es weiter mit dem Bus bis Thessaloniki. Zwei Wochen haben wir im Norden auf einem Zeltplatz in Nikiti, einem Dorf bei Thessaloniki verbracht. Im Sommer konnte man dort gut baden. Anschließend sind wir nach Athen gereist, haben die Akropolis besichtigt, waren in Delphi

und auf einem Weinfest. In Griechenland sind wir immer getrampt, haben auch immer schnell Leute gefunden, die uns mitgenommen haben. Die Verständigung lief auf Englisch und mit Händen und Füßen, einige konnten Deutsch. Der Rückweg nach Dortmund war anstrengend. 72 Stunden sind wir nur getrampt. An der Grenze zum ehemaligen Jugoslawien waren wir beide so genervt, dass wir unsere Beziehung beenden wollten. Wir standen an einer Weggabelung. Anke ging links runter, ich rechts runter. Wir hatten beschlossen, uns nicht mehr wieder zu sehen. Aber nur wenige Minuten später trafen wir wieder aufeinander. Es war mittlerweile dunkel geworden. Wir versöhnten uns und beschlossen, doch lieber gemeinsam weiter zu reisen. Vorher gab es noch ein kleines Versöhnungssessen: Von unserem letzten Geld bestellten wir uns in der Bahnhofsgaststätte einen Tomatensalat. Danach trampelten wir weiter.“

„Ihr seid wirklich die gesamte Strecke von Griechenland bis Dortmund getrampt?“, frage ich erstaunt.

„Nicht ganz. Ab Unna sind wir mit der S-Bahn gefahren.“

Thomas erzählt noch von den nächsten Reisen. In die französische Bretagne sind sie oft gefahren. Auf der Karte hatten sie einen Campingplatz auf einer Insel an der Atlantikküste entdeckt. Hier gefiel es ihnen so gut, dass sie immer wieder ihren Urlaub auf diesem Campingplatz verbrachten, einmal auch mit einer Bekannten und deren damals eineinhalbjährigen Sohn.

14. Kapitel: Arbeit in der Süßwarenfabrik

Thomas überlegte sich nach einer neuen Arbeitsstelle umzuschauen. Um seine Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern, wollte er das Fachabitur machen. Hatten ihm die Lehrer doch gleich nach der Hauptschule empfohlen wieder zum Gymnasium zu wechseln. Damals wollte Thomas jedoch lieber eine Ausbildung machen, hatte aber aufgrund seiner guten Noten in den letzten Schuljahren einen Realschulabschluss bekommen. Nach abgeschlossener Bäcker- und Konditorlehre bot es sich an, das Fachabitur im Bereich Ernährung und Hauswirt-

schaft zu absolvieren. Zuständig war hierfür die Fachoberschule in Hacheney.

Thomas mochte seine neuen Mitschüler. Wie schon auf der Hauptschule fühlte er sich in dem Klassenverband sehr wohl. Nur zu Hause den in der Schule besprochenen Lernstoff nachzubereiten war nicht seine Sache. Also traf er sich in den letzten Wochen vor den Prüfungen mit verschiedenen Mitschülern, die ihm alles noch einmal erklärten und bestand so die Prüfung.

Nachdem er einen Monat Arbeit gesucht hatte, fragte er bei der Gewerkschaft nach. Der Gewerkschaftssekretär vermittelte ihm eine Arbeit als angelernter Facharbeiter für die Herstellung von Süßwaren bei der Firma EuroCoop in Dortmund-Brackel.

Als Thomas den Vorraum der Fabrik betrat, warteten schon drei junge Firmenneulinge auf ihren ersten Arbeitseinsatz. Ein Türke zwinkerte ihm freundlich zu. Von der halb geöffneten Tür zum Werkraum drangen Geräusche herein, ein Klappern ein Klicken und Summen. Ein intensiver Duft von Schokolade stieg Thomas in die Nase. Ein Mann im weißen Kittel betrat den Raum. Unter dem rechten Arm trug er drei Besen.

„Los, Halle fegen!“, befahl er. „Und dass hier ja keiner untätig rumsteht. Faulenzer können wir nicht gebrauchen.“

Im Nu hatten sich die drei anderen Bewerber einen Besen geschnappt. „Ich brauche auch noch einen Besen!“, rief Thomas, aber der Vorarbeiter hatte den Raum bereits zu einer anderen Tür hinaus verlassen. Thomas blickte sich um. In der Halle war er auch nicht zu sehen. Offensichtlich gab es hier mehrere Hallen und die sollten sie alle fegen.

„Was mache ich hier bloß ohne Besen?“, flüsterte er dem jungen Türken zu. „Wenn der Vorarbeiter mich so sieht, fliege ich hier sofort wieder raus.“

„Verschwinde auf der Toilette!“, riet ihm sein neuer Kollege und wies auf eine Tür mit einem Toilettenzeichen. „Ich löse dich da gleich ab. So machen wir das. Drei fegen und einer wartet auf der Toilette. Macht ihr beide auch mit?“

Die beiden Mitarbeiter waren einverstanden.

„Hat keiner was bemerkt“, teilte der türkische Kollege, von dem Thomas mittlerweile wusste, dass er Ali hieß, Thomas bei der nächsten Ablösung mit. „Wir sehen uns morgen wieder.“

Drei Monate putzten sie nun die Halle auf diese Weise. Danach gab es keine Verwendung mehr für sie.

„Ich weiß, wo das Büro vom Betriebsrat liegt“, flüsterte Ali. „Da gehen wir hin!“

Sie hatten Glück. Der Betriebsrat saß in seinem Büro und hörte sich geduldig das Anliegen der vier jungen Männer an.

„Ihr habt alle eine abgeschlossene Ausbildung im Lebensmittelbereich“, sprach er sodann. „Der Vorarbeiter muss euch eine anständige Arbeit geben. Für Reinigungsarbeiten ist das Reinigungspersonal zuständig.“

Thomas und seine Kollegen jubelten.

Am nächsten Tag wurde Thomas und Ali eine Arbeit zugeteilt, die laut Aussage des Vorarbeiters direkt mit der Lebensmittelproduktion zu tun hatte. Sie sollten am Fließband Gummibärchen und Schokoladeneier herstellen.

Das Fließband lief gnadenlos schnell. Thomas und Ali kamen kaum nach. Aber irgendwann würde es sicherlich eine Frühstückspause oder zumindest eine Mittagspause geben. Sie wagten nicht, den Vorarbeiter danach zu fragen. Doch es wurde Abend und sie hatten keine einzige Pause machen dürfen.

„So kann das nicht weitergehen“, sagte Ali am nächsten Morgen zu Thomas.

Nach zwei Stunden nahm er ein Maschinenteil aus Eisen, das er irgendwo gefunden hatte und schlug einmal kurz auf den Keilriemen. Abrupt blieb das Fließband stehen.

„Was ist hier los?“, fragte der Vorarbeiter. „Ich sehe schon, das Fließband ist mal wieder kaputt“, beantwortete er sogleich seine Frage selber. „Das wird wohl eine Viertelstunde dauern bis der Schaden behoben ist. Sie können so lange Pause machen.“

Freudig machten Thomas und Ali sich auf den Weg in die Cafeteria. Sie kamen ins Gespräch. Thomas erfuhr, dass Ali in der Türkei in der linken Bewegung aktiv war. So hatten sie ein gemeinsames Interesse.

Ali lud Thomas am nächsten Wochenende zu sich nach Hause ein. Er hatte ein leckeres Essen vorbereitet und drei Flaschen Raki auf den Tisch gestellt. Er zeigte Thomas Photos der Demonstration zum 1. Mai in Istanbul mit einer Million Demonstranten.

„Hast du vom Militärputsch `79 gehört?“, fragte er. Thomas bejahte und erzählte, wie er beim Pfingsttreffen erstmals Kontakt zur Gewerk-

schaft bekommen hatte. Damals, als er mit seinen politischen Aktivitäten begonnen hatte.

„1979 standen wir kurz vor der Revolution“, sagte Ali mit leuchtenden Augen.

„Von dem vielen Raki bin ich später am Tisch eingeschlafen“, sagt Thomas und lacht.

Heute soll es eine Kundgebung von Neonazis auf dem Platz an der Katharinentreppe geben. Als wir eintreffen haben sich schon zahlreiche Gegendemonstranten eingefunden, um den Platz zu besetzen. Wir setzen uns dazu und warten zwei Stunden. Keine Nazis zu sehen. Jemand erzählt uns, dass diese jeden Moment eintreffen könnten. Ich sehe schon eine Menge Polizisten. Irgendwie habe ich keine Lust festgenommen zu werden und ziehe mich lieber an den Rand der Demo zurück. Die Polizei fordert die Besetzer dreimal auf den Platz zu räumen, aber niemand steht auf. Wegen der Menge der Leute nimmt die Polizei auch niemanden fest. Wir haben unser Ziel erreicht. Später erfahren Thomas und ich von einem Bekannten, dass die Nazis es anschließend in der Nordstadt versucht hätten. Dort seien sie aber von den türkischen Bewohnerinnen und Bewohnern vertrieben worden.

„Während meiner Umschulung habe ich üble Sachen mit Neonazis erlebt“, erzählt Thomas...

15. Kapitel: Neonazis

Nach sechs Monaten in der Süßwarenfabrik wurde Thomas nicht übernommen. Nachdem er acht Monate arbeitslos gewesen war, begann er eine sechsmonatige Orientierungsmaßnahme beim Einzelhandelsverband in Dortmund. Nach Lehrgängen im Metall-, Holz-, Bau- und Elektrobereich entschied er sich für eine Umschulung zum Energieanlageelektroniker bei der Thyssen-Edelstahlwerke AG in Dortmund-Aplerbeck.

Am ersten Berufsschultag lernte Thomas in der Pause einen netten Arbeitskollegen kennen. Sie kamen ins Gespräch und Thomas erzählte

von seinen bisherigen Erlebnissen mit der Arbeitswelt, von Ali, von seinen Aktivitäten in der Gewerkschaft und in der DKP. Klaus hatte ähnliche politische Ansichten wie Thomas. Soeben wollte Thomas von der Theatergruppe „Zwiebel“ erzählen, die dem Gewerkschaftsleiter zu links war, als Klaus ihm mit einem Mal andeutete leise zu sein. Nervös zeigte er auf zwei Mitschüler, die in unmittelbarer Entfernung hinter ihm standen. Thomas drehte sich um. Hasserfüllt blickte der eine zu ihnen herüber. Vor diesen Kollegen würde er sich in der nächsten Zeit in Acht nehmen müssen. Zum Glück klingelte es in diesem Moment zum Pausenende. Er und Klaus warteten bis die beiden Mitschüler, vielleicht Neonazis, sich einen Platz gesucht hatten und setzten sich dann so weit entfernt von ihnen wie möglich.

In den ersten zwei Wochen ließen die Mitschüler, von denen Thomas erfahren hatte, dass sie Gundolf und Sigurd hießen, ihn und Klaus in Ruhe. In der dritten Berufsschulwoche, der Lehrer schrieb gerade etwas an die Tafel, sah Thomas eine Papierschwalbe auf seinen Tisch zu fliegen. Er betrachtete den Flieger genauer. Darauf war mit schwarzem Filzstift ein dickes Hakenkreuz gemalt worden. Nun hatten sie ihn also auf dem Kieker. Thomas versuchte die Sache mit der Schwalbe zu vergessen.

Als er jedoch einige Tage später nach der Arbeit den Briefkasten leerte, erfasste ihn das blanke Entsetzen.

„Nur ein toter Thomas ist ein guter Thomas“, hatte jemand in den Brief ohne Absender geschrieben. Dass die Botschaft ernst gemeint war, erfuhr Thomas als er bei der Arbeit auf der Leiter stand. Er war fast oben als die Leiter anfang zu wackeln und umzukippen drohte. Thomas blickte hinab. Unten stand Sigurd und grinste. Noch einmal trat er gegen die Leiter. Geistesgegenwärtig sprangen Klaus und noch ein anderer Kollege herbei und hielten die Leiter fest.

„Ihr helft dieser linken Ratte. Das werdet ihr büßen!“, drohte Sigurd den beiden.

Klaus fuhr immer mit seinem kleinen Gebrauchtwagen zur Umschulung. Er war einer der wenigen Umschüler, die ein Auto besaßen. Eines Tages gingen Klaus, Thomas und Jürgen, ein anderer Kollege, nach der Arbeit zum Parkplatz der Firma. Soeben wollte Klaus sich verabschieden und in sein Auto einsteigen als Jürgen bemerkte: „Mensch Klaus, irgendetwas stimmt mit dem einen Hinterreifen nicht.“

Klaus begutachtete den Reifen. Irgendwie sah es so aus, als ob Luft entwichen wäre. Er winkte Thomas und Jürgen heran.

„Guckt euch das mal an!“

Im Reifen klaffte ein Loch.

„Das sieht nicht so aus, als ob du durch Scherben gefahren wärest“, bemerkte Thomas.

„Da muss jemand mit einer Kanüle rein gestochen haben“, ergänzte Jürgen. „Und ich weiß auch, wer das gewesen ist. Heute Mittag habe ich gesehen wie Gundolf und Sigurd in Richtung Parkplatz gegangen sind. Sonst stehen die in der Mittagspause immer in der einen Ecke und rauchen. Auf den Parkplatz gehen die sonst nie.“

„Ich geh zur Polizei“, sagte Klaus.

Am nächsten Morgen kam Klaus kreidebleich zur Berufsschule.

„Und? Bist du bei der Polizei gewesen?“, fragte Thomas.

„Das lasse ich lieber bleiben“, antwortete Klaus. Dann erzählte er, wie ihm Sigurd und Gundolf, kurz nachdem Thomas und Jürgen weg waren, aufgelauert hätten und ihm Schläge angedroht hätten, falls er zur Polizei ginge.

Wenige Tage später stellte Sigurd sich Thomas auf dem Heimweg in den Weg.

„Schade, dass die Leiter nicht umgekippt ist“, sagte er und ballte die Fäuste. Schritte näherten sich. Es war einer der Vorgesetzten. Sigurd flüchtete. Das war gerade noch einmal gut gegangen.

Auch wenn sein Kollege nicht die Polizei benachrichtigt hatte, er würde zur Polizei gehen. Da war er nun sicher. Und er würde der Polizei den Drohbrief zeigen.

„Wir werden von ihren Arbeitskollegen, die Sie im Verdacht haben eine Schriftprobe verlangen“, informierte ihn der Polizeibeamte auf der Wache.

In den nächsten Wochen geschah nichts. Auch Sigurd und Gundolf verhielten sich unauffällig. Irgendwann erhielt Thomas ein Schreiben von der Polizei: Die Schriftprobe sei nicht identisch mit der Schrift in dem Drohbrief und hiermit sei das Verfahren eingestellt. Das war alles. Die Polizei konnte ihm nicht helfen. Letztendlich bewirkte die Anzeige jedoch, dass Thomas von nun an von den beiden Neonazis in Ruhe gelassen wurde und seine Umschulung mit Abschluss beenden konnte.

16. Kapitel: Mit der DKP im Osten

Wie fast jeden Abend in den letzten Jahren verfolgen wir die Fernseh-Nachrichten. An diesem Abend wird der 25. Jahrestag des Mauerfalls gefeiert.

„Als Delegation von der DKP sind wir in den 80er Jahren mehrmals in der DDR gewesen“, beginnt Thomas wieder zu erzählen. „Wir waren in Leipzig, Naumburg, Halle und Saalfeld, haben Betriebe besichtigt, mit Leuten von der SED diskutiert und es gab ein umfangreiches Kulturprogramm. In Leipzig haben wir in Auerbachs Keller gegessen, einem Nobelrestaurant, wo sonst nur Promis essen...“.

Nach dem Essen stand eine Diskussionsrunde an. Thomas und seine Bekannten aus dem Westen versammelten sich mit einigen SED-Leuten in einem Saal. Zunächst hielt ein SED-Parteigenosse einen Vortrag über die Entwicklung der Löhne in der DDR. Es ging um Planwirtschaft und Gerechtigkeit.

„Jeder Bürger der DDR, so unser Ziel, soll eine Wohnung haben“, berichtete er, als es eine Wortmeldung von einem DKP-Genossen gab.

„Bei uns im Westen wird euch Mangelwirtschaft vorgeworfen“, sagte der DKPler. „Die Leute erzählen, es gäbe keine Bananen zu kaufen und so.“

„Da ist der Westen dran Schuld“, antwortete der SED-Mann. „Der Westen boykottiert uns. Uns fehlen Devisen. Aber davon mal abgesehen, gibt es bei uns durchaus auch schon mal Südfrüchte zu kaufen, von unseren Genossen aus Kuba. Darüber hinaus verstehe ich nicht, worüber der Westen sich aufregt. Auf unseren LPGs wird soviel einheimisches Obst erzeugt. Genug um die DDR-Bevölkerung mit allen Vitaminen zu versorgen, die sie braucht.“

Der Referent wechselte das Thema und hielt einen Vortrag über Ökologie. Er nannte Fakten zum Papier- und Glasrecycling in der DDR und fertigte an einer Tafel ein Schaubild an über die Herstellung von Trabis aus Plastik.

Auf der Rückfahrt wurde Thomas gefragt, ob er Lust hätte, mal ein Ferienlager für Kinder zu betreuen. Nach seinen positiven Erfahrungen auf dem Pfingstcamp im Sauerland willigte Thomas ein.

Die Reisen in die DDR waren preisgünstig, so dass sich auch gering

verdienende Eltern leisten konnten, ihrem Sprössling eine Fahrt ins Kinderferienlager zu bezahlen. Die Kinder waren zwischen acht und fünfzehn Jahre alt und Thomas merkte schnell, dass es nicht leicht war, sich 24 Stunden am Tag um zehn quirlige Kinder zu kümmern. Aber er spielte gerne mit den Kindern oder unternahm Ausflüge. Einmal fuhr er auch zusammen mit Anke als Betreuer mit. An eine Wanderung mit den Kindern von Stolberg zu einer Freilichttheateraufführung in Thale erinnerte er sich später immer wieder gerne.

Obwohl die Freizeiten von der DKP organisiert wurden, ging es nicht darum, den Kindern politische Inhalte zu vermitteln. Die Eltern waren überwiegend unpolitisch. Aber es hatte den Vorteil, dass sie als Genossen an der Grenze nicht so streng kontrolliert wurden.

Die 80er Jahre näherten sich dem Ende. In der DDR gingen Menschen auf die Straße, hielten Montagsdemos ab. Auf der Straße und in Kneipen hörte Thomas, wie Menschen sich kritisch über die DDR äußerten. Auf der letzten Kinderfreizeit hatte ihm ein Junge erzählt, seine Eltern hätten ihm gesagt, dass die Menschen es in der DDR nicht so gut haben. So gut es ging versuchte Thomas die Fragen des Jungen zu beantworten.

Noch einmal fuhr Thomas mit einer Delegation in die DDR. Wieder wurden sie zu einem Vortrag der SED eingeladen. Immer wieder ging es um die Vorzüge der DDR. Kein Wort wurde über die Montagsdemos verloren. Meinungsfreiheit war kein Thema.

Der SED-Mann zeigte gerade ein Schaubild vom letzten Fünfjahresplan.

„Wieder ist es uns gelungen alle unsere Pläne für die Bevölkerung in die Tat umzusetzen“, setzte der Referent zum Sprechen an.

„Ich kann diesen Blödsinn nicht mehr hören!“, rief einer der Teilnehmer aus dem Westen. Der Referent machte eine kurze Pause, rückte seine Krawatte zurecht und setzte seinen Vortrag fort als sei nichts geschehen. Wenige Monate später berichteten die Medien vom Fall der Berliner Mauer.

Kurz nach der Wende reiste Thomas mit der ALIDO in den Osten. Sie besuchten das Arbeitslosenzentrum in Zwickau, besichtigten das Ausbildungszentrum von VW und sprachen mit ehemaligen Gewerkschaftlern eines stillgelegten Werks von Trabant.

„25.000 Menschen haben hier gearbeitet“, sagte der Gewerkschaftler.

„Die sind nun alle arbeitslos. Aber nicht nur hier haben Mitarbeiter durch die Wende ihren Arbeitsplatz verloren. Auch viele Textilindustrien sind geschlossen worden. Kleidung aus der DDR will nun keiner mehr tragen.

17. Kapitel: Montagearbeit und eine Krise

Nach seiner Umschulung suchte Thomas erneut nach Arbeit. Er fand sie bei einer Arbeitnehmerüberlassung, die ihn auf Baustellen schickte, die eine Weltreise entfernt waren. Morgens um fünf wurde er von einem Kollegen an der B! mit dessen Auto abgeholt. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln hätte er die Baustellen, von denen einige am Stadtrand von Köln lagen, gar nicht erreicht.

In der Morgendämmerung erreichten sie die Baustelle eines Hochregallagers. Das 80 Meter hohe Gebäude, in dem er Kabel verlegen sollte, drohte Thomas zu erschlagen. Heute musste er jedoch keine Kabel verlegen, sondern Löcher in die Betonwände bohren. Er nahm die große Hilti-Bohrmaschine und setzte sie an der ersten gekennzeichneten Stelle an.

„Ich komme mir vor wie ein Revolverheld!“, rief er seinem Kollegen zu. Nach acht Stunden Löcher bohren schmerzten ihm sämtliche Muskeln. Um 21 Uhr war er endlich wieder zu Hause. Müde ließ Thomas sich ins Bett fallen und hoffte schnell einzuschlafen, bevor der gnadenlose Wecker ihn aus dem Schlaf reißen würde.

Nach drei Monaten bei der Arbeitnehmerüberlassung bekam Thomas Magenprobleme. Sein Hausarzt diagnostizierte eine Magenschleimhautentzündung und schrieb ihn krank. Als es Thomas wieder besser ging, fand er die Kündigung der Firma in seinem Briefkasten. Krank werden durfte man hier offensichtlich nicht.

Die Gewerkschaft riet ihm auf Wiedereinstellung zu klagen, damit es nicht hieß, die Entlassung sei seine eigene Schuld. So erhielt er für den Übergang wenigstens Geld vom Arbeitsamt. Es dauerte jedoch nicht lange bis Thomas eine neue Arbeit hatte. Bei einer Essener Firma arbeitete er die nächsten drei Monate wieder auf verschiedenen Baustellen. Diesmal zu besseren Arbeitsbedingungen und er verdiente

gut. Dann wurde er zusammen mit mehr als 25 Kollegen auf Montage nach Ludwigshafen geschickt. Die Baustelle des Chemiekonzerns BASF befand sich in Ludwigshafen-Oppau und sollte für die nächsten Monate sein neuer Arbeitsplatz werden. Dass ein Kollege ihm erzählt hatte, dass das Werk schon einmal explodiert war und es 20.000 Tote gegeben hatte, ließ Thomas erschauern. Trotzdem nahm er sich eine kleine Wohnung in der Nähe der Baustelle, gemeinsam mit einem polnischen Kollegen. Aufgrund seiner Erfahrungen auf dem Bau wurde Thomas bald zum Vorarbeiter befördert. Von nun an musste er acht Mitarbeiter anleiten und sie laut Anweisung des Baustellenleiters gegebenenfalls ausspionieren, ob sie auch wirklich gründlich arbeiteten. Letzteres passte Thomas ganz und gar nicht, hatte er sich doch als langjähriges Gewerkschaftsmitglied auf Sitzungen häufiger kritisch zu solchen Praktiken geäußert. Auch privat hatte Thomas Stress. Aus seiner Beziehung zu Anke war eine Wochenendbeziehung geworden. Der Weg von Ludwigshafen nach Dortmund dauerte etliche Stunden.

Immer häufiger gab es Streit zwischen Anke und ihm. Letztendlich fasste Thomas den Entschluss sich eine Arbeit in Dortmund zu suchen. Er fand sie bei der Firma Pohlschröder in Dortmund-Asseln, eine Firma, die Büromöbel herstellte.

Die nächsten dreieinhalb Jahre verliefen friedlich. Bei der Arbeit war Thomas so etwas wie „das Mädchen für alles.“ Hauptsächlich jedoch reparierte er Maschinen. Mit seinem Vorarbeiter verstand er sich gut. Privat engagierte Thomas sich weiter bei der Gewerkschaft und wurde zum Vertrauensmann gewählt. Von der DKP hatte er sich zurückgezogen. Es gefiel ihm nicht, dass nach der Wende immer noch die gleichen Parteikader das Sagen hatten. Die Erneuerungsbewegung innerhalb der Partei hatte sich leider nicht durchsetzen können.

Eigentlich hätte sein Leben immer so weiter gehen können, wenn Thomas nicht eines Tages von Massenentlassungen innerhalb seiner Firma gehört hätte. Würde er womöglich seinen Arbeitsplatz verlieren? Gleichzeitig gab es erneut eine Beziehungskrise mit Anke. Wie würde sein Leben weiter gehen, ohne Freundin und ohne Arbeit?

Nachdem es ihm immer schlechter ging, beschloss Thomas sich professionelle Hilfe zu suchen. Bei einer kirchlichen Beratungsstelle bot man ihm psychotherapeutische Gespräche an.

„Um Ihre gegenwärtige Problematik zu verstehen, müsste ich zunächst einiges über Ihre Kindheit erfahren“, sagte ihm der Therapeut bei der ersten Sitzung. Thomas begann von seiner Kindheit in Lünen zu erzählen.

„Ich habe da aber ein Problem mit meiner Arbeitsstelle. Können Sie mir dabei weiter helfen?“, fragte er vorsichtig am Ende der Stunde.

„Darüber können wir in einer der nachfolgenden Sitzungen sprechen. Kommen Sie am besten nächsten Mittwoch wieder!“

Der nächste Dienstag: Ist wohl heute sein letzter Arbeitstag? Hat der Chef schon seine Entlassungspapiere vorbereitet?

Der nächste Mittwoch: „Wie war das für Sie, wenn Ihr Vater seine religiösen Wahnideen äußerte?“

Der nächste Montag: Heute hat es wieder Streit mit Anke gegeben. Wird sie sich nun endgültig von ihm trennen?

Der nächste Mittwoch: Was haben Sie empfunden, als ihre Mutter zu trinken begann?“

Der nächste Freitag: Er kann sich kaum noch auf die Arbeit konzentrieren und das als Elektriker. Bisher hat er noch keinen Stromschlag erlitten. Aber jeder kleine Fehler könnte tödlich sein. Und was ist wohl aus den Neonazis geworden, die ihn während der Ausbildung terrorisiert haben? „Nur ein toter Thomas ist ein guter Thomas“, haben sie geschrieben. Werden sie ihre Drohung wahr machen?

Der nächste Mittwoch: „Das muss eine schwere Zeit für Sie gewesen sein, als es in Ihrem Elternhaus nur noch drunter und drüber ging.“

Der nächste Donnerstag: „Ich kündige. Schließlich werde ich ohnehin bald entlassen.“

„Wie bitte?! Sie sind doch ein vorbildlicher Mitarbeiter. Davon, dass Sie entlassen werden, war nie die Rede.“

„Bitte, entlassen Sie mich!!“

„Wie Sie wünschen.“

Jetzt bloß weg hier! Den heutigen Tag hätte er mit Sicherheit nicht überlebt. Die Kabel waren doch alle nicht isoliert. Warum war ihm das vorher nicht aufgefallen? Wie konnten seine Kollegen da bloß seelenruhig weiter arbeiten?

Lauerte da nicht Sigurd an der Straßenecke? Oder hatte er sich das nur eingebildet?

„Wir haben dich bald!“

Das muss Gundolfs Stimme gewesen sein. Er steht direkt hinter ihm. Aber da ist niemand. Die beiden haben sich versteckt.

Der nächste Mittwoch: Wie war das für Sie, als Ihre Mutter gestorben ist und Sie nur wenige Monate später auch noch vom Tod Ihres Vaters erfahren mussten?“

Mittwochabend: Glück gehabt! Gerade noch rechtzeitig nach Hause gekommen. Überall lauern ihm die Nazis auf. Er darf das Haus nicht verlassen. Aber ist er hier drinnen wirklich sicher? Bestimmt haben sie irgendwo Kameras oder Abhörwanzen versteckt.

„Wir werden dich kriegen!“

Seine Gedanken haben sie auch schon manipuliert.

„Nur ein toter Thomas ist ein guter Thomas!“

Ein Jahr später:

War das eine fürchterliche Zeit! Anfangs dachte Thomas, dass er nie wieder aus der Psychiatrie heraus kommen würde.

„Jetzt ist alles aus!“, hatte er nur noch gedacht. Die Kündigung seines Arbeitsplatzes, der Verfolgungswahn, die Psychiatrie und die vielen Medikamente. Tiefer konnte er nicht mehr sinken. Doch allmählich schien es wieder Licht am Horizont zu geben. Die depressiven Gedanken verschwanden. Wenn er nicht bei der Ergotherapie war, unterhielt Thomas sich oft mit einem jungen Marokkaner, den er auf der Station kennen gelernt hatte. Ob er Pläne für die Zeit nach der Psychiatrie habe, hatte ihn dieser heute gefragt. Thomas überlegte. Als Elektriker zu arbeiten konnte er sich heute nicht mehr vorstellen. Zwar wusste er mittlerweile, dass die nicht isolierten Kabel Teil seiner Wahnideen gewesen waren, aber die Angst vor Strom war geblieben. Lieber würde er etwas mit Menschen zu tun haben. Vielleicht Erzieher werden. Bei der Arbeit mit Kindern käme eine große Verantwortung auf ihn zu. Kinder hatten ihr Leben noch vor sich. Ein Fehler und das Kind wäre für sein Leben geschädigt. Also lieber doch nicht Erzieher werden. Eher schon Altenpfleger. Genau, Altenpfleger sollte sein neuer Beruf werden. Bald darauf erfuhr er von einer Reha-Massnahme, die ihm ermöglichte seinen Wunschberuf zu erlernen.

Schon während seines Krankenhausaufenthalts machte Thomas ein Schnupperpraktikum im Seniorenheim St. Ewaldi in Dortmund-Aplerbeck. Thomas mochte alte Menschen schon immer und erkannte ziem-

lich schnell, dass er auch in diesem Praktikum einen guten Draht zu den älteren Menschen hatte. Insbesondere mochte er den Humor der älteren Menschen.

Zu Anfang kümmerte er sich um einen älteren Herrn, der an Alzheimer erkrankt war, und lernte somit das Krankheitsbild kennen. Morgens weckte er den Mann, half ihm beim Waschen und Anziehen. Dafür ließ man ihm viel Zeit. Später half er bei der Pflege bettlägeriger Senioren und reichte ihnen mittags das Essen. Manchmal arbeitete er in seinem Praktikum mit Nonnen zusammen.

Unter den Seniorinnen gab es eine Frau mit einer Ganzkörperlähmung. Sie las aber noch jeden Tag die Zeitung. Dazu verwendete sie einen Zeitungsständer. Die Seiten wurden ihr umgeblättert.

Bald war das Praktikum zu Ende. Eine Zeit lang pendelte Thomas noch zwischen dem Krankenhaus und seiner Freundin Anke hin und her. Eines Tages erschien plötzlich die Polizei auf seiner Station.

„Was haben Sie denn mit Ihrem Auto gemacht?“, fragte ein Polizeibeamter.

Thomas starrte den Polizisten verdattert an.

„Steht das nicht auf dem Parkplatz?“, fragte er vorsichtig.

„Wie kamen Sie auf die Idee, die Tür des Computerladens einzufahren?“, fragte der Beamte.

Nun verstand Thomas überhaupt nichts mehr.

Erst später erfuhr Thomas, dass Einbrecher sein Auto vom Parkplatz vor dem Krankenhaus entwendet hatten, um in einen Computerladen einzubrechen. Sie hatten mit dem Auto die Ladentür eingerammt und waren stecken geblieben. Daraufhin hatten sie ohne den Wagen die Flucht ergriffen.

Nach seinem Klinikaufenthalt und seinem ersten Praktikum machte Thomas eine Kur im Tecklenburger Land. Danach begann er den theoretischen Teil seiner Ausbildung und machte weitere Praktika.

18. Kapitel: Befreiungstheologie

„Zu meinem ehemaligen Vorarbeiter bei Pohlschröder und zu dem Marokkaner, den ich im Krankenhaus kennen gelernt habe, habe ich heute noch Kontakt“, erzählt Thomas mir. „Du kennst die beiden auch.“

„Ich bewundere dich ja ein wenig, dafür dass du den Entschluss gefasst hast Altenpfleger zu werden“, sage ich. „Mir haben dann und wann auch schon mal Leute geraten eine Umschulung zur Altenpflegerin zu machen. Aber das habe ich mir nie zugetraut. Muss bestimmt stressig sein.“

„Das war es auch. Ich habe aber auch eine Menge mit den alten Leuten erlebt.“

„Ich erinnere mich noch, wie wir uns vor ein paar Jahren ehrenamtlich in dem Erzählcafé für Seniorenheimbewohner engagiert haben. Wenn ich der alten Frau die Jacke anziehen sollte, habe ich dich oft um Rat gefragt. Ich wusste, der Thomas hat als Altenpfleger gearbeitet. Der kann das.“

Thomas drückte nun also wieder die Schulbank. Im Rahmen seiner Ausbildung beim deutschen Roten Kreuz in Dortmund-Schüren lernte er alles über Pflege, Hygiene, Medikamente, Hauswirtschaft und Gesprächsführung. In der Klasse, die genau aus elf Frauen und elf Männern bestand, fühlte er sich von Anfang an wohl. Die meisten kamen nicht direkt von der Schule, sondern hatten schon Berufserfahrung oder andere Ausbildungen hinter sich.

Bei den medizinischen Themen interessierten Thomas insbesondere die Verdauungsorgane. In einem Roman von Günter Grass fand er ein zum Unterrichtsthema passendes Gedicht mit dem Titel „Kot gereimt“. Thomas las es der Klasse vor, die Sinn für Humor hatte.

Besonders gerne nahm Thomas am Religionsunterricht teil. War er, nachdem er sein neuapostolisches Elternhaus hinter sich gelassen hatte, einige Jahre ein überzeugter Atheist gewesen, so hatte ihm Hannes Thür, der Betriebsseelsorger, der ihm und seinen Freunden vor einigen Jahren Räume für ihre Arbeitsloseninitiative zur Verfügung gestellt hatte, zur Befreiungstheologie gebracht.

Befreiungstheologie, eine Lesart des Christentums, hatte ihren Ursprung in Lateinamerika. Im Religionsunterricht erzählte Thomas, was

Hannes Thür ihm über prominente Vertreter der Befreiungstheologie erzählt hatte. Zu ihnen gehörten Ernesto Cardenal in Nicaragua und Bischof Romero, der am Altar erschossen wurde.

Thomas las ein Buch der Theologin Dorothee Sölle, ebenfalls eine Anhängerin der Befreiungstheologie. Als Reaktion auf den Militärputsch in Chile hatte sie die Bewegung „Christen für Sozialismus“ gegründet. Auf dem Kirchentag in Aachen konnte er ihr erstmals persönlich begegnen.

„Erzählen Sie mir mehr von diesem Hannes Thür!“, bat ihn sein Lehrer eines Tages nach der Religionsstunde.

„Besonders beeindruckt hat mich seine Solidarität mit den Arbeitslosen“, sagte Thomas. „Er hat zahlreiche Streiks mit begleitet, was wiederum dem Erzbischof in Paderborn ein Dorn im Auge war. Insbesondere weil Herr Thür auch noch mit Sprüchen wie „Die Schweine von heute werden die Schinken von morgen sein“ provozierte. Als man ihm mit Entlassung drohte haben tausend Hoesch-Mitarbeiter unterschrieben, dass er bleiben soll.“

Durch Hannes Thür bekam Thomas Kontakt zu dem Theologen Kuno Füssel, der einen materialistischen Bibelkreis leitete. Das hieß, dass die Bibel hier in historisch-materialistischer Weise gedeutet wurde. Besonders gefiel Thomas das Beispiel von der Speisung der 5000 als Sozialismusmodell. Das Gleichnis konnte als Botschaft gedeutet werden im Sinne von: Wenn alle alles teilen, dann reicht es für alle.

Schade, dass ich Hannes Thür und Dorothee Sölle nicht mehr kennen lernen kann“, sagte ich. Beide waren vor einigen Jahren verstorben.

„Aber das Buch von Dorothee Sölle über Befreiungstheologie habe ich mit Begeisterung gelesen.“

Die Ausbildung enthielt eine große Anzahl an Praktika. Nach einem Praktikum im Seniorenheim am Volksgarten in Dortmund-Lütgendortmund absolvierte Thomas ein Praktikum in der Gerontopsychiatrie in Dortmund-Aplerbeck, was ihn besonders interessierte, war er doch selbst in Aplerbeck Patient gewesen.

Bei einem Praktikum in der ambulanten Pflege erlebte Thomas seinen ersten Toten. Er verstarb als Thomas dabei war, natürlich ohne Thomas' Verschulden.

Sein Wahl-Praktikum absolvierte Thomas im anthroposophischen Seniorenheim in Dortmund-Brünninghausen. Die vielen Angebote für die Bewohnerinnen und Bewohner gefielen ihm. Da gab es Kunst- und Musiktherapie, sowie Eurythmie.

„Sie haben sich aber einen schweren Beruf ausgesucht“, sagte eine hundertjährige Bewohnerin, als Thomas zu ihr ins Zimmer kam. Thomas verstand sich mit der Frau, eine Anthroposophin durch und durch, sehr gut. Leider verstarb die Frau während seiner Praktikumszeit. Wie alle verstorbenen Heimbewohner in diesem Heim wurde sie einige Tage in einer Art Kapelle aufgebahrt, so dass die Angehörigen von ihr Abschied nehmen konnten.

Sein Anerkennungsjahr machte Thomas im Heim in Dortmund-Sölde. Da er aufgrund seiner vorherigen Erkrankung als Schwerbehinderter galt, wurde er vom Projekt Integration der evangelischen Kirche betreut. Die Stadt Dortmund bekam hundert Prozent seines Gehalts als Zuschuss vom Staat. Später arbeitete Thomas insgesamt viereinhalb Jahre in Sölde.

19. Kapitel: Als Altenpfleger

Auch hier erlebte Thomas viel. Die alten Menschen machten auf ihn einen genügsamen, bescheidenen Eindruck. Als Kriegsgeneration hatten sie wenige Ansprüche. Wahrscheinlich waren sie nach zwei Weltkriegen froh versorgt zu werden.

Es gab nur wenig männliche Altenpfleger, aber einige der älteren Damen meinten, die Pfleger wären zärtlicher als einige grobe Pflegerinnen.

„Sie haben so schön warme Hände“, wurde Thomas oft gelobt, wenn er die alten Menschen wusch und einrieb. Auch seine liebevolle Art kam gut an.

Besonders gut verstand er sich mit Frau Lehmann. Frau Lehmann war schon über hundert und erst seit wenigen Jahren im Seniorenheim. Früher hatte sie als Substitutin bei Hertie gearbeitet und war noch über das Rentenalter hinaus bei Hertie beschäftigt gewesen. Stolz erzählte sie Thomas, wie sie einmal in der Vorweihnachtszeit in einer Schicht einen ganzen LKW voll Weihnachtsstollen verkauft hatte und wie sie als achtzigjährige noch an einer Demonstration gegen die Schließung von Hertie in Dortmund teilgenommen hatte.

„Und wer ist die Dame, die Sie so oft besucht?“, fragte Thomas eines Abends. „Ist das ihre Tochter?“

„Nein, das ist mein ehemaliges Lehrling“, sagte Frau Lehmann und lächelte verschmitzt. „Wir verstehen uns bis heute gut.“

Das ehemalige Lehrling war nun auch schon nahe dem Rentenalter.

„Ja, die Zeit vergeht“, sagte Frau Lehmann. „Ich bin nun auch schon 104 Jahre alt. Wahrscheinlich hat der liebe Gott im Himmel mich vergessen.“

Nachdem Thomas sie hingelegt hatte, drückte sie ihn noch einmal, bevor er hinausging. Frau Lehmann war die älteste Heimbewohnerin.

„Ich habe meinen Mann in der Tasche“, erzählte eines Tages eine Heimbewohnerin, die auf dem Flur mit einigen anderen Seniorinnen zusammen saß. Sie holte ein Foto aus ihrer Handtasche. Neugierig kam Thomas näher heran. Das Foto zeigte jedoch nicht einen Herrn im Seniorenalter, sondern einen knackigen, jungen Soldaten. Thomas konnte beobachten, wie die anderen älteren Damen richtig neidisch wurden.

Eine andere spaßige Situation erlebte Thomas im Singkreis, der oft nachmittags auf dem Flur stattfand. Eine Frau, die normalerweise bettlägerig war, wurde für den Singkreis aus dem Bett geholt und im Rollstuhl auf den Flur geschoben. Thomas war beeindruckt von den vielen Liedtexten, die diese Frau auswendig singen konnte. Sie kannte fast alle deutschen Volkslieder und sang sie in der Runde vor. Das Fatale war nur, dass sie nach etwa einer halben Stunde anfang, auch die alten Nazilieder zu singen. Die wollte verständlicherweise niemand der Anwesenden hören.

„Fahren Sie sie weg!“, hieß es dann immer.

Neben den spaßigen Situationen erlebte Thomas auch dramatische. So lief einmal im Radio ein Nachrichtenbeitrag über Russland.

„Hilfe, die Russen kommen!“, rief mit einem Mal eine demente Frau. Wahrscheinlich hatte sie sich an alte Kriegszeiten erinnert. Thomas musste sie beruhigen.

Als examinierter Altenpfleger arbeitete Thomas auch teilweise in der Schichtleitung. Neben der Arbeit engagierte er sich beim Arbeitskreis Altenpflege bei der Gewerkschaft Verdi. Er verstand sich gut mit seinen Kollegen, von denen er einige noch aus der Ausbildung kannte. Zu ihnen gehörte Katharina, die einen Sohn hatte, der kurz vor dem Abitur stand. Über Katharina lernte er außerdem Matthias, ihren Lebensgefährten, kennen.

Eines Tages kam den dreien eine besondere Idee. Sie wollten ein altes Bauernhaus anmieten und alte Menschen in Kurzzeitpflege betreuen und sich mit diesem Projekt selbständig machen. Anderthalb Jahre suchten sie fieberhaft nach einem geeigneten Objekt für ihre Pläne. Schließlich wurden sie in Dortmund-Grevel fündig. Zu dem alten Bauernhaus gehörten eine Scheune und ein geräumiger Kuhstall, den sie umbauen wollten, um dort die Senioren zu betreuen. Die Lage in der eher ländlich geprägten Umgebung, die trotzdem eine gute Verkehrsanbindung aufwies, war optimal. Allerdings würde auf sie in den nächsten Jahren viel Arbeit zukommen, weil einiges renoviert und umgebaut werden musste. Außerdem würde das Vorhaben einiges kosten. Matthias und Katharina hatten eine Erbschaft gemacht, weil der Vater von Matthias gestorben war. Sie konnten deshalb 120.000 DM investieren. Thomas steuerte aus Ersparnissen und einer aufgelösten Lebensversicherung 30.000 DM bei.

Dann gab es einiges zu tun: Die Wasserleitung und die elektrischen Kabel mussten neu verlegt werden und eine Heizung musste eingebaut werden. Einen Großteil der Arbeit konnte Matthias übernehmen, weil er zu der Zeit nicht berufstätig war. Katharina und Thomas waren nach Feierabend noch mit den Renovierungsarbeiten beschäftigt. Irgendwann merkte Thomas, dass ihm die Arbeit über den Kopf wuchs. Außerdem verschlechterte sich das Verhältnis von Matthias ihm gegenüber. Matthias wurde aggressiv und warf Thomas vor nicht genug mit zu arbeiten. Letztendlich fühlte Thomas sich von alldem überfordert und stieg aus dem Projekt aus. Nicht viel später trennten sich Ka-

tharina und Matthias. Das viele investierte Geld bekam Thomas nicht wieder, aber immerhin nahm Katharina nach einiger Zeit wieder Kontakt zu ihm auf und sie unternahmen noch einiges zusammen.

Bei seiner Arbeit in der Altenpflege hatte Thomas ebenfalls Pech: Er konnte immer nur auf Zeitverträgen arbeiten. Nachdem er noch einmal für eine längere Zeit krank war, wurde sein Vertrag nicht mehr verlängert. Gerne hätte Thomas noch weiter gearbeitet. Unter diesen Bedingungen ging er dann aber in Rente.

20. Kapitel: Frösche sammeln gehört auch dazu

Es ist Silvester 2015. Thomas und ich nehmen die U-Bahn, um bei einem Freund in der Nordstadt zu feiern. Es ist erst sechs Uhr. Weil wir noch Zeit haben, steigen wir schon am Hauptbahnhof aus und laufen durch die Nordstadt.

„Hier hat alles angefangen“, sinniere Ich. „Anfang 2002 haben wir uns beim Arbeitslosenfrühstück in der Leopoldstraße kennen gelernt. Gleichzeitig hatte dort eine neue Mitarbeiterin angefangen, die Ideen für Aktivitäten gesammelt hat. Ich hatte vorgeschlagen, mal einen Sketch aufzuführen. Daraus ist zwar nichts geworden, weil es zu wenig Interessenten gab, aber du hast mir erzählt, wie du mal mit anderen Leuten den kleinen Prinzen aufgeführt hast.“

„2002 war ich gar nicht mehr so oft in der ALIDO“, sagt Thomas. „Das war schon Zufall, dass wir uns dort getroffen haben.“

„Bis wir uns gefunden haben hat das aber noch eine Weile gedauert, noch sieben Jahre. Ich war ja damals noch mit jemand anders zusammen und du hattest nach der Trennung von Anke auch noch drei Jahre eine andere Freundin. Aber wir sind uns immer wieder über den Weg gelaufen“, sage ich. „2003 waren wir zusammen mit meinem Freund und einer Bekannten von dir auf dem Kirchentag in Berlin und 2005 in Hannover. Einige Ostermärsche und 1.Mai-Demos haben wir zusammen verbracht und dann war da noch das Fischessen, wo du einmal die Woche in deiner Wohnung für fünf, sechs, sieben Leute aus deinem Bekanntenkreis gekocht hast.“

„Für dich habe ich extra vegetarisch gekocht“, bemerkt Thomas.

„Das fand ich damals schon sehr lieb von dir“, sage ich.

Wir erreichen die Fußgängerzone der Münsterstraße und laufen weiter in Richtung U-Bahn-Haltestelle Münsterstraße.

„Ja, hier habe ich mal gewohnt“, sagt Thomas und zeigt auf das gegenüber liegende Haus. Im Erdgeschoss sieht man zwei größere Schau- fenster und eine Glastür. Es sind die Vereinsräume des Vereins KLuW e.V.

„Nach einigen Umzügen habe ich neben dem Gebäude des Langen August in der Braunschweiger Straße gewohnt und bin dann schräg ge- genüber in die Geier-WG umgezogen, diesmal mit ei und nicht mit y. Die Künstler WG nannte sich so, weil da soviel gelacht, also gejeiert wurde.“

„Fand ich gut, dass ich mit meinen Bildern und Texten auch eine Seite in deren Internetportal bekommen habe“, bemerke ich.

„Ja, und dann sind wir, weil wir viel Kontakt zu dem Verein KLuW e.V. hatten, mit zwei Leuten aus der Geier-WG in die Etage über dem Ver- ein an die Münsterstraße gezogen“, erzählt Thomas.

Bei einer seiner Mittagessenrunden erzählte Thomas mir Ende 2006 vom Verein KLuW e.V. in der Münsterstraße. Neugierig geworden sprach ich einige Tage später mit der Vereinsvorsitzenden. Die Abkür- zung KLuW bedeutete: Konstantes Lernen und Wachsen. In den täglich geöffneten Vereinsräumen trafen sich Menschen mit Psychiatrieerfah- rung, aber auch andere Menschen aus der Nachbarschaft. Jede und je- der konnte sich mit seinen Ideen einbringen. Als Thomas und ich in den Verein eintraten, liefen dort zahlreiche Workshops und AGs, initi- iert von den Vereinsmitgliedern. Thomas spielte eine Rolle in einem kurzen Theaterstück, in dem es um den Umgang mit der Zeit ging.

Ich hatte die Idee eine Puppenbühne für Besucher mit Kindern zu gründen. Thomas hatte noch Bretter im Keller und half mir beim Bau der Bühne.

Ein anderer Teilnehmer, ein gelernter Schauspieler, gründete eine Filmgruppe, an der Thomas und ich uns beteiligten.

Neben einer kleinen Dokumentation über die Geier WG und einigen Schauspielübungen, sowie Informationen zu Kameraeinstellungen, hatten wir die Idee einen Film zu drehen.

In dem Film sollte es um Klischeevorstellungen über die Nordstadt ge-

hen. Genauer gesagt, der Leiter der Aplerbecker Psychiatrie hatte, laut Idee, einen wichtigen Termin in der Nordstadt. Wegen eines Motorschadens seines Autos sollte er mit der Bahn anreisen und laut Drehbuch mehrmals überfallen werden. Zuletzt sollte er ohne Brille und ohne Schuhe hilflos durch die Gegend tapern und in seine eigene Klinik eingeliefert werden. Am Ende würde er aufwachen. Das Erlebnis war nur ein Albtraum.

Die Filmidee fand zahlreiche Begeisterte, darunter auch eine Rentnerin, die später über das KLuW einige selbst verfasste Gedichte herausbrachte und oft mit ihren Enkelinnen vorbei kam. Leider verstarb sie im Jahr 2009.

Aus dem Film wurde letztendlich nichts, weil sich kein Hauptdarsteller finden ließ. Trotzdem hatten alle ihren Spaß. (Anmerkung der Autorin: Zuletzt habe ich gehört, dass das Projekt vielleicht noch einmal neu aufgelegt wird.)

Neben den genannten Gruppen gab es Frühstücksrunden, gemeinsames Mittagessen, die Vereinszeitung „Avocado“, die immer noch jährlich erscheint, Feste, Kräuterwanderungen und im Hinterhof des Vereinsgebäudes wurde eine Kräuterspirale angelegt.

In unmittelbarer Nähe zum KLuW befand sich das Seniorenheim „Der gute Hirte“. Bald entstand die Idee, ein Erzählcafé für Heimbewohner in den Räumen des Vereins anzubieten. Nach Gesprächen mit dem Heimpersonal schoben wir nun einen Nachmittag in der Woche zwei Bewohnerinnen und einen Bewohner mit ihren Rollstühlen zum Verein. Die Senioren hatten viel aus ihrem Leben zu erzählen und konnten einiges über Dortmund in früheren Jahrzehnten berichten. So hatten sie noch die Zeit des Lunaparks erlebt, dem heutigen Fredenbaumpark. Eine Heimbewohnerin brachte sogar ein Fotoalbum mit, das sie auf einer Reise durch China zeigte.

Probleme mit dem Heim gab es leider bei gelegentlichen Abendveranstaltungen. Eine Bekannte der Vereinsvorsitzenden – Thomas war mittlerweile zweiter Vorsitzender – sang hin und wieder Chansons der 20er bis 50er Jahre im Rahmen einer Abendveranstaltung. Es war nicht immer möglich, die Senioren an dieser Veranstaltung teilnehmen zu lassen, obwohl diese durchaus Interesse daran hatten. Vermutlich gab es im Heim Personalengpässe.

Eines Tages erzählte Thomas, er habe eine neue Arbeit gefunden. Eine langjährige Bekannte von ihm hatte einen einjährigen Sohn und erwartete ihr zweites Kind. Just zu dieser Zeit kamen die beiden Söhne ihres Lebensgefährten, die bisher bei ihrer Mutter gelebt hatten, vorbei und erzählten, ihre Mutter sei gestorben.

Sie fragten, ob sie bei ihrem Vater und seiner neuen Lebensgefährtin leben könnten. So war diese innerhalb von einem Jahr vierfache Mutter geworden und suchte nach einer Familienhilfskraft.

Thomas erklärte sich sofort dafür bereit und erzählte, nachdem das zweite Kind, ein Mädchen, geboren war, oft von den beiden Babys.

Wenn wir uns nicht im KLuW oder in der Mittagessenrunde, die mittlerweile in der Geier-WG stattfand, trafen, so gingen Thomas und ich einmal im Monat wandern. Thomas' Bruder Peter lebte mittlerweile in Wuppertal und hatte dort eine Wandergruppe gegründet. Die Wanderungen führten meistens durch das Bergische Land, manchmal auch durch das Umland von Düsseldorf oder Hagen. Als wir nach einer Wanderung im Sommer 2009 alleine im Zug saßen, hatte ich endlich die Gelegenheit Thomas eine Liebeserklärung zu machen.

Zu meiner großen Freude wurden wir ein Paar. Wir wollten uns eine gemeinsame Wohnung suchen. Weil wir noch keine gefunden hatten, zog Thomas vorübergehend mit seinen Möbeln, von denen wir einige im Keller lagern mussten, in meine 37qm-Wohnung in der westlichen Innenstadt ein.

Im Herbst 2010 bekamen wir dann eine Wohnung in Dortmund-Hörde, wo viele Freunde von uns wohnten. Noch als wir in der westlichen Innenstadt wohnten entdeckte Thomas in Hörde ein kleines, leer stehendes Ladenlokal. Hier wollten wir einen eigenen Nachbarschaftstreffpunkt gründen. Zunächst wussten wir nicht, wie wir das Projekt finanzieren könnten. Dann aber erzählte mir die Mutter von einem früheren Freund, sie könnte uns finanziell unterstützen.

Mein früherer Freund richtete in dem hinteren Raum des Ladenlokals sein Malatelier ein. Da Thomas und mein früherer Freund sich schon länger kannten und gut verstanden, gab es keine Eifersuchtsszenen, wenn wir drei uns zwei- oder dreimal in der Woche trafen.

Da Thomas schon immer gerne Gesellschaftsspiele spielte, kamen bald einige Erwachsene und im folgenden Jahr auch Kinder aus der Nachbarschaft zum Spielen zu uns.

Außerdem lernte ich die Kinder von Thomas' Bekannten kennen, wo

Thomas als Familienhelfer arbeitete. Irgendwann wollte das Jugendamt seine Arbeit nicht mehr finanzieren. Von da an kümmerten wir uns zu zweit, ohne Bezahlung, um die Kinder. An Wochenenden oder in den Ferien waren sie oft bei uns und wir unternahmen viele Ausflüge. Auch in späteren Jahren, als die Eltern sich getrennt hatten und die Mutter mit den Kindern aufs Land zog.

2011 heirateten Thomas und ich. Obwohl ich schon 41 Jahre alt war und Thomas bald 50 wurde, war es für uns beide die erste Hochzeit in unserem Leben.

Vor dem Standesamt waren wir alleine. Wir luden erst zu Thomas' 50. Geburtstag zur kirchlichen Hochzeit Gäste ein. Wir heirateten ohne großen Aufwand in der Auferstehungskirche auf dem Gelände der psychiatrischen Klinik in Dortmund-Aplerbeck. Wir kannten den dort tätigen Pfarrer, der mittlerweile im Ruhestand ist. Seit 1999 las ich im Rahmen einer alle zwei Wochen stattfindenden Singrunde den geistig behinderten Bewohnern des benachbarten Wohnheims selbst verfasste Geschichten vor und spielte Blockflöte.

Bei unserer kirchlichen Trauung ging es uns weniger um das religiöse Zeremoniell, sondern mehr darum, unsere Hochzeit gemeinsam mit den behinderten Teilnehmern der Singrunde zu feiern.

Der Pfarrer verwies Thomas darauf, dass er als gelernter Bäcker und Konditor die Hochzeitstorte backen könnte. Sie wurde fein, war aber ein wenig klein für all die vielen Leute.

Für den Gottesdienst suchten wir uns ein Glaubensbekenntnis von Dorothee Sölle aus.

Statt einer größeren Hochzeitsreise unternahmen wir in den nächsten Jahren mehrere Reisen nach Berlin, wo wir einen Bekannten besuchten, bei dem wir aber nicht übernachten konnten.

Unsere Reisen sahen deshalb jedes Mal anders aus: Mal reisten wir mit einem Leihwagen und übernachteten im Kofferraum, mal zelteten wir auf einem Campingplatz und einige Male übernachteten wir bei Leuten aus einem Übernachtungsverzeichnis auf Tauschbasis. Einmal durften wir sogar bei einem Heilpraktiker, der seine Praxis in seiner Wohnung betrieb, in dessen Praxis übernachten. Morgens mussten wir allerdings pünktlich um sieben die Praxis räumen, weil schon bald die ersten Patienten erwartet wurden.

Wir sitzen mit einigen Partygästen bei unserem Bekannten und probieren mittels Bleigießen die Zukunft zu ermitteln.

„Das Jahr 2015 ist um“, sage ich. „Es wird Zeit, dass ich das Buch über Thomas endlich fertig bekomme. Vielleicht sollte ich noch ein wenig über seine gegenwärtigen Hobbys schreiben. Also, da wären Schach spielen und seine Teilnahme an Schachturnieren, wöchentliche Skatrunden und alle zwei Wochen Doppelkopf und zahlreiche andere Gesellschaftsspiele. Zwar gibt es keine Kochrunde mehr, aber Thomas kocht mir oft leckeres Essen. Außerdem ist er ein großer Borussiafan, der aber auch Schalkefans leben lässt.“

Wir halten die kleinen Pfannen mit dem Blei über eine Kerzenflamme. Anschließend gießen wir das flüssige Blei in eine Schüssel mit Wasser. Irgendwie stellen Thomas und ich uns dabei nicht sehr geschickt an. Wir produzieren nur silberne Kaulquappen.

„Was könnte das wohl bedeuten?“, frage ich in die Runde. Dann kommt mir selber die passende Idee: „Dass du Plüschtiere in Form von Fröschen sammelst, muss ich unbedingt auch noch erwähnen“, sage ich.

Die Geier-WG-Druckerei

Wir sind eine Künstlergruppe aus Dortmund, und betreiben gemeinsam unsere Webseite www.geier-wg.de. Wir sind Maler, Schreiber und Musiker, philosophieren gerne und probieren alles mal aus. Gerade unsere Schreiber haben es schwer, ihren Freunden und Bekannten zu zeigen, was sie für Geschichten oder Gedichte geschrieben haben. Deshalb geben wir Hefte und Bücher wie dieses heraus, die kann man mitnehmen und in Ruhe durchlesen. Stefanies letzte drei Bücher "Das Kaninchen Kunibert", "Kuniberts Traumreisebüro" und „Thomas - ein Leben“ haben wir von online-druck.biz in kleiner Auflage drucken lassen.

Viel Spaß beim Lesen,
Tobias Jeckenburger

Von Stefanie Augustin sind bisher erschienen:

Schöpfungsmythen und Kurzgeschichten für Kinder, 32 Seiten

Aplerbecker Geschichten, 28 Seiten

Pflänzchen und Punkersträhnchen, 224 Seiten

Anekdoten aus meiner Kindheit, 52 Seiten

Traumgeschichten, 60 Seiten

Das Kaninchen Kunibert, 120 Seiten

Kuniberts Traumreisebüro, 110 Seiten

Thomas - ein Leben, 66 Seiten

Die Auflagen sind zum Teil vergriffen, aber alle Texte gibt es als Pdf auf unserer Webseite unter www.geier-wg.de/steaug

Zu diesem Buch:

Erstmals habe ich mich an eine Biographie gewagt. Mein Mann, Thomas Miska, hat mir immer wieder interessante Geschichten aus seinem Leben erzählt. So kam mir eines Tages die Idee, ein Buch über sein Leben zu schreiben. Begonnen mit der Geschichte seiner Vorfahren, seiner Kindheit in Lünen bis zu seiner Umschulung zum Altenpfleger Ende der 90er Jahre. Den Schwerpunkt habe ich auf seine überwiegend politischen Aktivitäten in den 80er Jahren gelegt. Die meisten Namen habe ich erfunden. Ebenso habe ich einige unwichtige Details geändert und fiktive Dialoge geschrieben, diese jedoch immer nach Thomas' Erinnerungen.

Ich bedanke mich hier nochmals bei Thomas, dass er mir die lange Zeit meines Schreibens als geduldiger, gesprächsbereiter Interviewpartner zur Verfügung stand.

Viel Spaß beim Lesen!



Stefanie Augustin

Miniaufgabe zum persönlichen Verteilen über die Autorin